

Cahiers de recherches de Nienetwil

CRN

Herausgeber:

NIENETWIL – Museum und Forschungsstätte
für visionäre Vergangenheit

N° 1/2020

100 Jahre CRN

Nienetwil

Inhaltsübersicht

- 6** **Einleitung der Herausgeber von Simon Meyer und David J. Krieger**
Nach hundert Jahren wird ein Magazin wiedergeboren – die «Cahiers de recherches de Nienetwil» befassen sich mit der Erforschung einer Utopie: Nienetwil. Simon Meyer und David Krieger stellen die Cahiers de recherches de Nienetwil (CRN) vor und erklären, was der Anlass und das Ziel der Neuherausgabe der CRN ist.
-
- 7** **Vorwort von Madeleine Haricot**
Madeleine Haricot ist die Enkelin des ursprünglichen Verlegers der CRN, Lucien Haricot, dem Inhaber der Librairie und Verlagshauses Haricot in Paris. Haricot hat immer wieder eine wichtige Rolle gespielt in der Geschichte von Nienetwil. Anlässlich der Neuherausgabe zum 100. Jahrestag der CRN wurde Madeleine Haricot von Simon Meyer und David J. Krieger gebeten, sich an die Anfänge der CRN zwischen den zwei Weltkriegen und deren Schicksal zu erinnern.
-
- 10** **Das Nienetwil-Projekt von Simon Meyer**
Woher kommt das Projekt Nienetwil? In diesem Beitrag beschreibt Simon Meyer, der Erfinder von Nienetwil, die Entstehung und das Konzept des Projekts. Das Projekt Nienetwil hatte ursprünglich zum Ziel, die durch die Industrialisierung und Automatisierung gefährdeten handwerklichen Fertigkeiten ins 21. Jahrhundert zu retten. Dies sollte mithilfe von hervorragendem Design und dem Gedanken nachhaltiger Produktion gelingen. Es hatte aber auch zum Ziel, unsere Gesellschaft in ihren gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen und soziokulturellen Aspekten zu beleuchten, sie mit Nienetwil zu vergleichen und für unsere Zukunft dazuzulernen.
-
- 14** **Was ist «visionäre Vergangenheitsforschung»? von David J. Krieger**
In seinem Beitrag über die Bedeutung von «visionärer Vergangenheitsforschung» erklärt David J. Krieger, was hinter dem neu ausgerichteten Nienetwil-Projekt steht. Warum jetzt das Projekt Nienetwil wieder aufnehmen und in eine neue Richtung leiten? Dieser Beitrag widmet sich der Frage, was Utopien sind und welche Rolle Utopien in der heutigen Gesellschaft spielen. Die Kernaussage lautet: Herkunft ist Zukunft. Wenn also heute eine Vision einer besseren Welt möglich ist, dann soll man sie in unser aller gemeinsamen Herkunft suchen. Und das ist Nienetwil.
-
- 20** **Biografie von d’Aciel Arbogast I. von Nomis Arbogast**
In diesem Beitrag erinnert sich der Sohn von d’Aciel Arbogast (geb. am 30. März 1871) an seinen Vater, der die Nienetwiler Forschung begründet hat. Er schildert einen aussergewöhnlichen und vielseitigen, aber auch eigenwilligen und etwas zwielichtigen Mann, der die Rolle des Hauptprotagonisten in der Geschichte von Nienetwil innehat.
-
- 24** **Die Stellung des Handwerks und Werkzeugs in der Nienetwiler Kultur von d’Aciel Arbogast I.**
Die Abschrift des Vortrags von d’Aciel Arbogast aus dem Jahr 1897 mit dem Titel: «Die Stellung des Handwerkes und Werkzeuges in der Nienetwiler Kultur» ist eine der bedeutendsten Aussagen über die Nienetwiler Kultur, die überliefert ist. Der Vortrag ist eine poetische und tiefgreifende Deutung eines der zentralen Aspekte von Nienetwil: des Handwerks.
-

28 **Biografie Amot Nussquammer sen. von David J. Krieger**

Die Biografie des Amot Nussquammer sen. von David J. Krieger stellt den zweiten Protagonisten der Nienetwiler Forschung vor: Nussquammer sen., der 1860 als Findelkind vor den Toren eines Jesuitenklosters im spanischen Galicien gefunden wurde. Es war Nussquammer, der durch seine jesuitische Erziehung die Ursprünge der Schöpfung und den Gottesplan für den Menschen in der Archäologie suchte und zusammen mit Arbogast die Bedeutung von Nienetwil für unsere heutige Welt entdeckte. Und es waren Arbogast und Nussquammer, welche die «Cahiers der recherches de Nienetwil» gründeten und über zehn Jahren lang zwischen den zwei Weltkriegen herausgegeben hatten.

32 **Einführung in die Nienetwiler Kultur von Amot Nussquammer sen. mit einer Einleitung der Herausgeber Simon Meyer und David J. Krieger**

In diesem Text von Amot Nussquammer sen. mit dem Titel «Einführung in die Nienetwiler Kultur» handelt es sich um den letzten öffentlichen Vortrag, den Nussquammer auf Einladung des British Museum in London 1943 hielt. Der Vortrag stellt gewissermassen das Lebenswerk von Nussquammer dar, da die wichtigsten Entdeckungen und Interpretationen von Nienetwil in diesem kurzen Text klar zum Ausdruck kommen.

40 **Briefverkehr zweier Freunde und Streithähne von Amot Nussquammer und d'Acíel Arbogast I.**

Die Beziehung zwischen Arbogast und Nussquammer war nicht immer harmonisch und von Einverständnis geprägt. Ganz im Gegenteil, die zwei Hauptfiguren der Nienetwiler Forschung kamen aus ganz verschiedenen Hintergründen und verfolgten oft entgegengesetzte Ziele. Der Beitrag mit dem Titel: «Briefverkehr zweier Freunde und Streithähne» soll nicht nur Einblick in diese spannungsgeladene Beziehung gewähren, sondern wichtige Perspektiven in der Deutung von Nienetwil zum Ausdruck bringen. Dem Streit liegt die Frage zugrunde, wie Nienetwil überall zugleich sein kann und doch nur an bestimmten Orten, und sind wir alle Nienetwiler, oder nur einige von uns?

43 **Ursprung der Nienetwiler Kultur von Nomis Arbogast**

Um die Fragen, welche der Briefverkehr zwischen Nussquammer und Arbogast aufwirft, zu klären, widmet sich der Beitrag «Ursprung der Nienetwiler Kultur» von Nomis Arbogast (in Zusammenarbeit mit dem Museum Nienetwil) dem Stand der heutigen Forschung der vorgeschichtliche Abstammung von Homo nienetwilensis und Homo sapiens. Der Homo nienetwilensis hat sich aus dem Homo erectus entwickelt und aus ihm wiederum der Homo sapiens. Da die beiden Populationen stets engste Kontakte pflegten, sind sie heute genetisch nicht voneinander zu unterscheiden. Ein Unterschied, allerdings ein bedeutender, besteht lediglich in ihrer Kultur. Dieser Artikel befasst sich mit den genetischen Gemeinsamkeiten und der kulturellen Trennung von Homo sapiens und Homo nienetwilensis.

48 **Biografie Nomis Arbogast von Simon Meyer**

Der Ethnologe und Archäologe Nomis Arbogast ist der Sohn des d'Acíel Arbogast I. Er war es, der das gesamte Forschungserbe seines Vaters dem Museum Nienetwil vermachte. Zudem übergab er diesem auch all seine eigenen Forschungsarbeiten. Diese Grundlagenmaterialien, Forschungsarbeiten sowie seine Zusammenarbeit mit dem Museum Nienetwil sind für die Nienetwiler Forschung essenziell.

50 Fundbeschreibung und eine kleine Zeitreise in die Nienetwiler Kulturgeschichte von Nomis Arbogast

Der Beitrag «Fundbeschreibung und eine kleine Zeitreise in die Nienetwiler Kulturgeschichte» von Nomis Arbogast zeigt ein Beispiel der archäologischen Nienetwiler-Forschung, das ein spannendes Licht auf die Entwicklung der Menschheit wirft. Es werden in den folgenden Nummern der CRN weitere Funde dieser Art beschrieben.

53 The Alaju Settlement – Auszug aus der Autobiografie von Miribal Ciséan

Diese Inaugurationsausgabe der CRN schliesst mit «The Alaju Settlement – Auszug aus der Autobiografie von Miribal Ciséan». Diese wundervolle Autobiografie der französisch-amerikanischen Forscherin und Übersetzerin Miribal Ciséan gilt heute als eine der wichtigsten Quellen in der Nienetwiler Forschung. Die Autorin beschreibt ihr Leben zwischen 1915 und 1965 und nimmt uns mit in das Paris der 20er-Jahre und auf ihre Flucht in die USA 1940. Sie erzählt von d'Acíel Arbogast I., der Nienetwiler Kultur und insbesondere vom Alaju, der Nienetwiler Sprache. In dieser Ausgabe der CRN drucken wir ihre Notizen für die Jahre 1915 bis 1927 ab.

70 Ausblick CRN Nr. 2

71 Impressum/Autoren



Einleitung der Herausgeber

Simon Meyer und David J. Krieger

Liebe Leserin und lieber Leser

Wir freuen uns, Ihnen die erste Nummer der Neuausgabe der Cahiers de recherches de Nienetwil (CRN) präsentieren zu dürfen. Die CRN wurden zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg vom wissenschaftlichen Verlagshaus Haricot in Paris publiziert. Die ursprünglichen Herausgeber waren d'Aciei Arbogast I. und Amot Nussquammer sen., welche sich der Erforschung der lang vergessenen Kultur der Nienetwiler widmeten. Was Nienetwil ist und warum wir beschlossen haben, die CRN zum heutigen Zeitpunkt neu herauszugeben, erfahren Sie in den Beiträgen dieser ersten Nummer.

Wir sind überzeugt, dass unsere gegenwärtige historische Weltlage, die geprägt ist von Zwiespalt und Ratlosigkeit, von den Erfahrungen und den Werten der Nienetwiler Kultur profitieren kann.

Warum Nienetwil? Nienetwil ist ein Ort, der nirgendwo ist. Dies wiederum kann nur bedeuten, dass Nienetwil überall ist. Klar: Seit Satelliten die Welt umkreisen und alle Orte auf der Erde sichtbar machen, gibt es keine unentdeckten Inseln oder vergessene Bergtäler mehr, wo man Utopien lokalisieren könnte. Eine Utopie heute kann nicht «anderswo» sein, sondern muss geradezu nirgendwo besonders sein. Der einzige noch verbleibende utopische Raum ist also überall. Zu sagen, dass Nienetwil eine Utopie darstellt, bedeutet, dass Nienetwil überall ist: mit uns und unter uns und bei uns, und zwar seit dem Anfang der Geschichte.

Im Lauf der Menschheitsgeschichte ereigneten sich kulturelle Wandel, es gab Eroberungen, Grossreiche und Bauwerke entstanden und es entwickelte sich das, was wir «Zivilisation» nennen. Heute stehen wir in dieser Entwicklung allem Anschein nach an einem wichtigen Wendepunkt. Entweder schaffen wir es, in eine globale, friedliche und nachhaltige Zukunft zu gelangen, oder wir bleiben in den alten Formen des Zusammenlebens stecken, die zunehmend dysfunktional und destruktiv werden. In einer solchen Si-

uation braucht es Visionen von einer besseren Welt, von einer anderen Welt. Verdichtet wurden diese Visionen schon immer in Gestalt von Utopien. Utopien haben eine lange Tradition: Wann immer die Gesellschaft an Scheidewegen stand, wurden Utopien erfunden und verbreitet, um Menschen eine Vision der Zukunft zu geben. Dies ist auch die Idee von Nienetwil.

Nienetwil ist eine Utopie, die überall ist. Doch wenn etwas überall ist, müssen wir die Frage beantworten, wie es überall hingekommen ist. Die Antwort, die wir auf diese Frage geben, ist, dass Nienetwil die erste und ursprüngliche Kultur und Lebensweise des Menschen darstellt. Deswegen ist die Erforschung der Nienetwiler Kultur nicht nur visionäre Geschichtsschreibung, sondern der Versuch, die Zukunft zu schreiben.

Wir, die Herausgeber, die Nienetwil erforschen – zusammen mit Arbogast und Nussquammer, Miribal und den anderen –, sind uns unserer Verantwortung bewusst, Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, keine Hirngespinnste und keinen Unsinn zu erzählen. Humor und Unterhaltung sind selbstverständlich erlaubt, doch im Grunde meinen wir es ernst. Und wir hegen die Hoffnung, dass das, was wir in dieser Neuausgabe der Cahiers de recherches de Nienetwil publizieren, auch ernst genommen wird. Aus einem solchen Engagement ergibt sich natürlich auch der Wunsch, in den Dialog mit dem Publikum zu treten und ein Gespräch in Gang zu setzen, das weitere Kreise einbezieht. Deshalb haben wir entschieden, nicht nur die Cahiers de recherches de Nienetwil neu herauszugeben, sondern auch eine Wissensplattform anzubieten, auf der sich alle über die neuesten Entwicklungen der Nienetwiler Forschung informieren und selbst interaktiv daran mitarbeiten können:

www.nienetwil.ch

Denn in einer gewissen Art und Weise sind alle Utopien «open source».

Die Herausgeber
David Krieger und Simon Meyer

**Nienetwil ist
eine Utopie, die
überall ist.**

Vorwort von Madeleine Haricot



Madeleine Haricot, 2020

Als ich von Simon Meyer und David J. Krieger kontaktiert wurde mit der Nachricht, dass sie eine Neuherausgabe der «Cahiers de recherches de Nienetwil» planen und sie mich anfragten, für die erste Nummer ein Vorwort zu verfassen, war ich zugleich überrascht und geehrt. Natürlich willigte ich ein. Denn der Verlag unserer Familie Haricot ist mit dem Namen Nienetwil eng verbunden. Ich erinnere mich, als mein Grossvater Lucien Haricot mir von seiner ersten Begegnung mit Aciel Arbogast erzählte. Es war in einem berühmten, aber auch berüchtigten Lokal in Paris gewesen, wo er – wie er meiner Grossmutter gegenüber immer wieder beteuerte – nur hinging, um den Literaten, Wissenschaftlern und Künstlern, die sich dort versammelten, zu begegnen. Es war in diesem Lokal, wo mein Grossvater zum ersten Mal von Nienetwil hörte. Eine schillernde Figur namens Arbogast pflegte dort im auserlesenen Kreis über die Entdeckung einer uralten Kultur, die offenbar weitgehend in Vergessenheit geraten war, zu erzählen. Auch dabei war nach Luciens Worten eine «bezaubernde junge Dame» namens Miribelle oder ähnlich, die nicht nur die Gastgeberin war, sondern sich auch in die Diskussionen einbrachte. Sie redeten über Nienetwil.

Eines Abends, nach einer langen und anregenden Diskussion, ging mein Grossvater auf Arbogast zu, stellte sich als wissenschaftlicher Verleger vor und fragte, ob Arbogast seine Entdeckungen und Theorien nicht durch

eine geeignete Publikation einem breiten Publikum zugänglich machen wolle. Denn das Verlagsgeschäft ist hart und man muss der Konkurrenz stets voraus sein. Arbogast lehnte ab und blieb auch in der Folge dabei, obwohl mein Grossvater die Offerte bei jeder Diskussion, der er beiwohnte, wiederholte. Arbogast nahm ihn einmal zur Seite und sagte, er habe schlechte Erfahrungen mit der Presse gemacht. Die Reaktionen der Öffentlichkeit auf seine Ideen seien enttäuschend gewesen; sie würden entweder als Unfug abgetan oder man habe daraus irgendwelche Esoterik in der Art von Madame Blavatsky und Gurdjieff gemacht. Es sei naiv zu glauben, die sogenannte «gebildete» Öffentlichkeit, geschweige denn die Gemeinschaft der Gelehrten, würde so etwas, wie er zu erzählen habe, verstehen. Mein Grossvater entgegnete, dies sei Arbogast selbst anzulasten, denn alles, was hinter geschlossenen Türen und nur in kleinen, privilegierten Gruppen diskutiert werde, stehe unweigerlich unter Esoterik-Verdacht. Nach einigen Wochen sei Arbogast auf meinen Grossvater zugekommen und habe ihm eröffnet, er sei nicht allein bei der Erforschung von Nienetwil. Er kollaboriere mit einem anderen Wissenschaftler namens Nussquammer. Dieser habe ihm nahegelegt, das Angebot betreffend Publikation anzunehmen. Er sei also bereit, zusammen mit Nussquammer über eine Publikation, die der Erforschung von Nienetwil gewidmet wäre, zu diskutieren.

Danach spricht die Geschichte für sich: Die Cahiers de recherches de Nienetwil – kurz CRN – wurden geboren. Sie erschienen zwischen den beiden Weltkriegen einmal jährlich. Die Rezeption in der wissenschaftlichen Welt war gemischt, um es milde zu formulieren: Es gab enthusiastische Anhänger der neuen Ideen und der Berichte über die neuen Entdeckungen, die in den CRN erschienen, und es gab auch scharfe Kritiker, die alles in Zweifel zogen. Vor allem aber entwickelte sich ein reges Interesse an Nienetwil. Das freute natürlich meinen Grossvater sehr, denn er landete mit den CRN, wie er selbst zu sagen pflegte, einen «grossen

Vorwort von Madeleine Haricot

Wurf». Die Freude in unserm Haus und der Erfolg, den die CRN dem Verlag bescherten, waren aber von kurzer Dauer. Als die Deutschen in Paris einmarschierten, nahmen sie alles mit, was ihrer Meinung nach irgendwie mit ihrer Ideologie der Herrscherrasse zu tun haben könnte. Da die meisten Beiträge der CRN in deutscher Sprache verfasst waren und scheinbar – so dachten zumindest die ungebildeten deutschen Offiziere, die unser Verlagshaus durchsuchten und plünderten – mit einer urdeutschen Vergangenheit zu tun hatten, wurden alle Bestände der CRN, die in Paris noch zu finden waren, wegtransportiert. Sie landeten in der Staatsbibliothek in Dresden. Die Deutschen – wie übrigens viele andere auch, dies muss deutlich gesagt werden – haben Nienetwil schlichtweg nicht verstanden. Diese Missverständnisse bedeuteten aber das Ende der CRN, denn nicht nur durfte das Haus Haricot die CRN nicht mehr publizieren, der Feuersturm von Dresden löschte auch alle noch verbleibenden Exemplare aus.

Nach dem Zweiten Weltkrieg musste unser Verlagshaus andere Aufträge annehmen, die nicht mehr mit wissenschaftlicher Publikation zu tun hatten. Mein Vater Paul Haricot verkaufte schliesslich den Verlag und die Librairie Haricot an ein grosses, international tätiges Publikationshaus und die Cahiers de recherches de Nienetwil gerieten in Vergessenheit.

Deswegen ist es mir eine grosse Freude zu erfahren, dass eine Neuherausgabe der CRN geplant ist. Ich gratuliere den neuen Herausgebern, die in die Fusstapfen von Aciel Arbogast und Amot Nussquammer treten. Sie nehmen die grosse Verantwortung auf sich, die inspirierenden Ideen von Nienetwil in dieser von Verzweiflung und Lüge beherrschten Welt zu verbreiten. Ich wünsche viel Erfolg!

Madeleine Haricot, 2020

C. 1920.38T

CRN

Cahiers de recherches de Nienetwil

explorer une culture inconnue

n°1
année 1920

maison d'édition et librairie Haricot

1 octobre 1920

A PARIS
Chez Haricot le jeune, Libraire, 7 rue de la Sorbonne, au rez-de-chaussée

Nienetwil – Werkstatt und Museum für visionäre Vergangenheit

Simon Meyer

Als ich diesen Titel 2006 oben auf ein Blatt Papier schrieb, brauchte ich Überwindung. Wer um alles in der Welt sollte das verstehen?

Aber von vorne. Als ich 2000 bei der Kantonsarchäologie Zug aufhörte, begann ich beim Paläontologischen Institut an der Universität Zürich zu arbeiten. Nun sollte niemand denken, dass ich Archäologe oder Paläontologe bin, da will ich mich nicht mit Federn schmücken, die mir nicht zustehen, nein, ich bekam beide Stellen wegen meiner handwerklichen Fähigkeiten. Denn eigentlich habe ich den Beruf des Schmiedes erlernt. Doch die Dinge nahmen einen anderen Weg und so landete ich eben bei der Paläontologie.

Bereits in der Zeit bei der Archäologie beschäftigte ich mich mit Experimentalarchäologie und mit den alten Handwerkstechniken. Schnell stellte ich fest, dass es fast unmöglich war, an gewisse Informationen zu kommen. Einerseits, weil die heutigen Handwerkerinnen und Handwerker nicht mehr wussten, wie man etwas früher gemacht hatte, und andererseits, weil ein Beruf am Aussterben war. Und als mir 2004 die Chance eröffnet wurde, für ein Projekt des damals noch existierenden Instituts für Kommunikation und Kultur (IKK) der Universität Luzern zu arbeiten, sah ich eine Möglichkeit, dem Handwerk Hilfestellung zu geben. Ende 2004 lag das Konzept «Schweizerisches Kompetenzzentrum für historisches Handwerk» auf dem Tisch des Bundesamts für Wirtschaft (SECO) und startete 2005 im Rahmen des Regionalen Wirtschaftsförderprogramms (NRP). Hauptsächlich ging es im Projekt um die Förderung des Handwerks, indem man dabei half, Handwerker und Handwerkerinnen mit Fachleuten aus den Bereichen Design, Produktentwicklung, Marketing und miteinander zu vernetzen.

Zudem sollten in Zusammenarbeit mit den Berufsverbänden Ausbildungstools entwickelt werden, die nicht nur den angehenden Berufsleuten offenstehen sollten, sondern

Es musste also eine Vision her, die alle, egal ob aus Handwerk, Design, Kunst, Marketing oder Forschung, miteinander verband.

auch interessierten Laien. Weiter sollten die Qualifikationen im Bereich denkmalpflegerischer Arbeiten gefördert werden, da hier die alten handwerklichen Techniken den grössten Bedarf fanden.

Als Schwerpunkt sollte aber das Handwerk durch die Anpassung an neue Bedürfnisse, jedoch unter Mitnahme der alten Techniken, ins 21. Jahrhundert geführt werden. Und der Schlüssel zu diesem Unterfangen war Design.

Doch wir benötigten neue Ansätze, denn die Designer wussten vom Handwerk so wenig wie

die Handwerkerinnen vom Design. Und nur schon ein Gespräch auf gleicher Augenhöhe zustande zu bringen, war schwierig. Es musste also eine Vision her, die alle, egal ob aus Handwerk, Design, Kunst, Marketing oder Forschung, miteinander verband. Eine Vision, die sie in eine Welt mitnahm, die sie nicht wie die unsere durch «Standesdünkel» und Fachsprache trennte. Eine Vision, die zudem Spass machte und das Potenzial hatte, noch viel mehr zu werden.

2006 war es so weit und ich schrieb das folgende Konzept:

Projektpapier 060927_Nienetwil Werkstatt und Museum für visionäre Vergangenheit (kurz: Nienetwil)

Initiator und Träger:

Das Projekt wurde 2005 durch den Leiter des WERKZEITRAUM Simon Meyer erdacht und bei der Gemeinde Marbach initiiert. Projektträger ist der WERKZEITRAUM – Schweizerisches Kompetenzzentrum für historisches Handwerk.

Vorgeschichte:

Die «Chrüzschüür» ist eine alte Scheune, welche mitten in Marbach steht. Sie wird zurzeit landwirtschaftlich genutzt und macht einen etwas heruntergekommenen Eindruck. Die Gemeinde Marbach ist seit einiger Zeit auf der Suche nach einem neuen Nutzungskon-

zept, das es ermöglicht, die Scheune einem nachhaltigen Nutzen zuzuführen, welcher für die Gemeinde grösstmögliche Wertschöpfung generiert und durch einen Umbau der Scheune auch das Dorfbild aufwertet.

Der WERKZEITRAUM seinerseits benötigt Räumlichkeiten, in denen man sich in Ausstellungen, Workshops usw. mit dem Thema der Werkzeuggeschichte, Visionen von handwerklich gefertigten Produkten, der Geschichte des Handwerks und der Nachhaltigkeit des Handwerks und dessen Produkten beschäftigen kann. Ausserdem sollen Themen wie die nachhaltige Nutzung von Ressourcen, unsere Geschichte, Visionen der Zukunft und vieles mehr behandelt werden können.

Die Gemeinde Marbach hat daraufhin ihre Bereitschaft signalisiert, die Chrüschüür zu kaufen und umzubauen (ca. Fr. 700 000.–). Danach wird das Gebäude in den ersten drei Betriebsjahren dem Kompetenzzentrum für historisches Handwerk WERKZEITRAUM kostenlos zur Verfügung gestellt.

Rahmenhandlung:

Als Rahmen dient die Geschichte des Dorfes Nienetwil. Dabei gehen wir davon aus, dass das Dorf nie Kontakt zur Aussenwelt haben konnte/wollte.

Diese Voraussetzungen geben einige wichtige Fakten vor:

Da das Dorf keine Rohstoffe und Produkte im- oder exportieren konnte, war es auf eine nachhaltige Nutzung seiner Ressourcen angewiesen. Das Handwerk und überhaupt die Gesellschaft lebten mit diesem Umstand und entwickelten entsprechende Produktions- und Verfahrenstechniken.

Durch das Fehlen kultureller Fremdeinflüsse (sowohl positiver wie negativer Art) muss man sich zwangsläufig über die Entstehung der Nienetwiler Formensprache Gedanken machen. Ergibt sich die Form einer Tasse von selbst (Evolution der Form?) oder ist sie Teil einer kulturellen Formensprache, könnte sie

also auch anders aussehen? Welche Konsequenzen hat diese Erkenntnis für Nienetwil? Für uns?

Die Abgeschlossenheit Nienetwils und der damit verbundene Mangel an Informationsaustausch ermöglicht zudem Gedankenspiele zu Fragen der gesellschaftlichen Organisation, Religion, Gesetzgebung usw.

Das Spielen mit und in der Geschichte Nienetwils erlaubt die Schaffung von Quasi-Paralleluniversen, in denen eine Vorgehensweise von verschiedenen Standpunkten aus beleuchtet werden kann.

Die Rahmenhandlung ist also einerseits als eigenes Projekt zu sehen, nämlich die Erfindung eines Dorfes mitsamt seiner ganzen Geschichte. Andererseits bietet die Werkstatt für visionäre Vergangenheit auf einfache Weise die Möglichkeit, sich theoretisch und teilweise auch praktisch mit einer unbegrenzten Anzahl von Themen zu beschäftigen, wobei stets ein professionelles Team und die Netzwerkpartner die Arbeiten unterstützen oder begleiten können.

Ziele des Projekts:

Hauptsächlich geht es, wie bei allen Projekten von WERKZEITRAUM, um eine Vernetzung von Partnern und Wissen.

Die unter Punkt C aufgeführten Faktoren ermöglichen es, verschiedene weitere Projekte zu lancieren, welche sich u. a. damit beschäftigen:

Aufgrund der zu erfindenden Formensprache und der Beschäftigung damit werden wir neue marktfähige Produkte für das Handwerk entwickeln. Die Geschichte Nienetwils, das Projekt Nienetwil und die damit verbundene Philosophie geben der Produktmarke «Neverware©» mehr Gewicht, sind also u. a. ein geeignetes Marketinginstrument.

Das Projekt ermöglicht Hochschulen, Universitäten, Organisationen und Privatpersonen zielorientierte Gedankenspiele und Experimente zu allen nur denkbaren Themen. Design, Handwerk, nachhaltiges Wirtschaften

und Geschichte geniessen zwar eine gewisse Priorität, diese soll jedoch die Beschäftigung mit anderen Themen nicht ausschliessen.

Die UNESCO Biosphäre ist ein geeignetes Umfeld für das Projekt Nienetwil. Im Gegenzug soll Nienetwil auch der UBE als Thinktank dienen, in welchem Strategien, Ideen und Visionen durchgedacht und vorformuliert werden können. Das Projekt fördert ausserdem das Gewerbe in der UNESCO Biosphäre Entlebuch, indem es die in Punkt D.1 [nur im vollständigen Dossier enthalten] angedeuteten Produkte u. a. hier in der Region fertigen lässt und zudem neue Impulse für die Wirtschaft in der UBE setzt.

Die Gemeinde Marbach gewinnt durch das Projekt insbesondere im Bereich Tourismus. Verschiedene Kleinprojekte, Tagungen, Workshops usw. werden sich ebenfalls gewinnbringend auf die Gemeinde auswirken.

Der WERKZEITRAUM kann mit diesem wichtigen Teilprojekt sein Netzwerk festigen und erweitern, gewinnt neue Partner und Know-how.

Die Entwicklung Nienetwils, d. h. dessen Geschichte und Artefakte, wird im Museum Nienetwil ausgestellt. Dieses soll den Besucherinnen und Besuchern die Gelegenheit bieten, sich mit grundsätzlichen Fragen der Geschichte, des Designs, des nachhaltigen Umgangs mit Ressourcen, des Handwerks der Vergangenheit und der Zukunft zu beschäftigen. Fragen wie: «Was passiert, wenn ich das und das tue?» können innerhalb eines gewissen Rahmens simuliert und ausprobiert werden.

Wieso Nienetwil?

Die Wortschöpfung Nienetwil setzt sich zusammen aus «Nienet» = «nirgends» und dem Suffix «wil» = «Weiler». Nienetwil bedeutet demnach «nicht existierende Siedlung».

Wieso soll nur die Zukunft visionär sein? Ist unser Blick auf die Vergangenheit denn so viel klarer, endgültiger?

Wieso Werkstatt und Museum für visionäre Vergangenheit?

Wieso soll nur die Zukunft visionär sein? Ist unser Blick auf die Vergangenheit denn so viel klarer, endgültiger? Oder ist es nicht eher so, dass wir unser Bild des Vergangenen ständig revidieren und anpassen müssen? Lernen wir von der Vergangenheit? Und wenn ja, von welcher? Zu sagen: «Es hat keinen Sinn, sich vorzustellen, wie es hätte sein können, es ist nun, wie es ist!», scheint grundlegend falsch.

Das Lernen bedingt immer den Miteinbezug mindestens einer Alternative: «Ups, ich habe den roten Draht durchgetrennt; hätte ich den blauen genommen, würde das Haus noch stehen!» – Die Alternative wäre also Blau gewesen.

Wie sähe die UNESCO Biosphäre Entlebuch heute aus, wenn dort früher nicht Glas hergestellt worden wäre? Wenn nicht riesige Holzbestände vernichtet worden wären? Hätten sich andere Industriezweige oder Gewerke angesiedelt? Welche Alternativen zu dem, was wir heute tun, gäbe – nein, gibt es?

Die Werkstatt für visionäre Vergangenheit erlaubt es uns, an der Vergangenheit zu arbeiten und dabei für die Zukunft zu lernen.

Das Museum für visionäre Vergangenheit ermöglicht es uns ausserdem, die Früchte dieser Arbeit zu sehen, spielerisch zu lernen, oder ganz einfach zu staunen.

Leider, das kann man im Nachhinein wohl sagen, war das Projekt zu visionär. Obwohl viele Partner mitmachen wollten, wurde es insbesondere von der Standortgemeinde nicht unterstützt. Nach zwei Jahren, in denen wir vergeblich an der Verwirklichung arbeiteten, gaben wir auf.

Das Projekt ruhte, flackerte ab und zu wieder auf, streckte mal hier, mal dort die Fühler aus, verkroch sich aber immer wieder in die alte Höhle und schlief weiter. Derweil es schlief, tat ich anderes und wartete auf den Moment, in dem die Zeit reif für eine Vision

wie diese war.
2020 flackerte plötzlich die Mai-Sonne in die alte Bärenhöhle. Nach zwölf Jahren blinzelte die Vision Nienetwil ins Licht und las in einer E-Mail:

«Hello Simon
Kannst mir alles, was du über die Nienetwil-Kultur hast, senden. Bin am Überlegen, ob dies nicht ein neues Projekt werden könnte.
Grüsse
David»

Die Vision räkelte sich, streckte sich, stand auf und sah aus der Höhle in eine Welt, die nicht mehr dieselbe war.

Aber die Sonne schien und es war Frühling. Und zudem war es David J. Krieger, der da geweckt hatte.

Wir gehen das Projekt also wieder an. Kleiner diesmal, anders, aber nicht weniger energiegeladen und visionär: mit dem neuen Projekt «NIENETWIL – Museum und Werkstatt für visionäre Vergangenheit» wobei die Werkstatt dieses Mal durchaus auch geistige Werke entstehen lassen kann.



Der Schmied Michael Aeschmann in Beromünster

Was ist «visionäre Vergangenheitforschung?»

David J. Krieger

Dieser Beitrag widmet sich der Frage, warum die «visionäre Vergangenheitforschung» wichtig ist und welche Rolle Utopien in der heutigen Gesellschaft spielen. Die Kernaussage lautet: Herkunft ist Zukunft. Wenn also heute die Vision einer besseren Welt möglich ist, dann soll man sie in unser aller gemeinsamen Herkunft suchen. Diese ist Nienetwil.

Was ist «visionäre Vergangenheitforschung»?

Die Vergangenheitforschung kennen wir alle, vor allem unter dem Begriff «Geschichte». Mit Geschichte assoziieren wir vielleicht ein mehr oder weniger langweiliges – und alles andere als «visionäres» – Schulfach, das sich mit Nationen, Herrschern, Kriegen, Verträgen, Wirtschaftsentwicklungen etc. beschäftigt. Vielleicht kommen uns aber auch die spannenden und üblicherweise sehr dicken historischen Romane in den Sinn, welche die Erlebnisse und Schicksale von gewöhnlichen Menschen in vergangenen Zeiten erzählen. Was immer wir unter Geschichte und der Erforschung der Vergangenheit verstehen: Wir haben es mit etwas zu tun, das sehr alt ist. Die antiken Griechen im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung haben die Geschichtsschreibung erfunden. Sie haben die schon seit Jahrtausenden praktizierten mythologischen und dichterischen Erzählungen durch eine neue Art der Betrachtung von Vergangenheit ersetzt.

Tatsachen und Visionen

Die früheren Dichter und Mythenerzählerinnen waren nicht an «Forschung» über vergangene Ereignisse interessiert, sondern an Inspiration durch Musen oder die Offenbarungen der Götter oder Propheten. Auch wenn die Dichtung – zum Beispiel von Homer in

der Ilias und der Odyssee – Bezug auf angeblich historische Tatsachen genommen hatte, waren diese Tatsachen aber nebensächlich zur Darstellung der Heldentaten von Achilles und die mit ihm und anderen Helden schicksalhaft verwickelten Göttern. Das Gleiche gilt für Odysseus in der Odyssee: Es ging darum, die exemplarischen Eigenschaften des Heros anhand der weltlichen, aber auch übernatürlichen Ereignisse darzustellen. Die mythologische Erzählung sollte das zum Vorschein bringen, was den Menschen zu dem macht, was er wahrhaftig ist. Die Heldenbeschreibungen der Dichtung waren nicht Bilder von etwas Vergangenem, sondern sie waren «Vorbilder» für das, was der wahre Mensch sein sollte. Mythologie und Dichtung zielten nicht darauf ab, über die tatsächlichen Ereignisse zu berichten. Denn an sich sind Tatsachen belanglos. Sie brauchen eine «Vision», um eine Bedeutung, einen Sinn zu bekommen. Das

Denn an sich sind Tatsachen belanglos. Sie brauchen eine «Vision», um eine Bedeutung, einen Sinn zu bekommen.

Gleiche kann man auch über das Alte Testament sagen, zum Beispiel das «Buch der Könige» und die «Chronik», welche, obwohl sie von angeblich historischen Ereignissen handeln, doch dem Ziel dienten, die grossen Taten Gottes zu verkünden. Für alle mythologische Erzählung gilt, dass sie eher von einer Vision geleitet war als von einer Suche nach dem, was «wirklich» passierte. Die Mythologie und Dichtung ist also eine «visionäre» Erzählung von Vergangenem, ohne dabei von einem Forschungsinteresse geleitet zu sein.

Dies änderte sich mit Herodot im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, den Cicero «Vater der Geschichtsschreibung» (pater historiae) nannte. Herodot verfasste die «Historien», in welchen er vom Aufstieg des Perserreichs berichtete, und dabei brachte er vieles über verschiedene Völkerschaften und deren Leben, Gebräuche und Religionen in seine

Erzählung ein. Gegenstand seiner «Erforschungen» waren nicht nur die Griechen und ihren Taten, sondern die damals bekannte Welt als Ganzes. Dieses Programm, das die Geschichtsschreibung des Westens bis heute beeinflusst, wirft aber das grundlegende Problem aller Vergangenheitsforschung auf: Was soll man aus der unendlichen Vielfalt der Ereignisse, Personen, Taten, Gebräuche, Religionen, Bauwerke, Artefakte etc. auswählen, um darüber zu berichten? Dies kann man das «Problem der Selektion» nennen. Denn über alles kann man nicht erzählen. Historikerinnen und Historiker müssen eine Auswahl treffen. Herodot selbst sagt, warum er nur bestimmte Ereignisse für erzählenswert erachtete. Er schreibt seine Historien, «damit die Taten der Menschen nicht durch die Zeitläufe vergehen, damit die grossen und bewundernswerten Taten nicht ruhmlos vorübergehen» (Herodot: Proömium der Historien).

Also ging es Herodot nicht nur um die Tatsachen, sondern um diejenigen Tatsachen, die «gross und bewundernswert» waren und demnach «Ruhm» verdienen. Was «gross» und «bewundernswert» ist und was «Ruhm» verdient, ist aber nicht in den Tatsachen selbst ersichtlich, sondern es ist eine Wertschätzung, eine Interpretation, eine «Vision», welche von den Historikerinnen und Historikern und auch ihrem Publikum an die Tatsachen herangetragen wird. Eine «Vision» leitet die Erforschung des Vergangenen und löst dabei das Selektionsproblem. So verschieden ist dieser Ansatz nicht von Homers Ansatz, der nur Heldentaten auswählte, um das, was für ihn wichtig und bedeutungsvoll war, darzustellen. Die Geschichtsschreibung also scheint in einem Dilemma gefangen zu sein: Entweder erforscht man die Tatsachen und endet dabei in einer unübersichtlichen

**Erforscht man
Tatsachen, endet
man in einer
unübersichtlichen
Fülle von Belang-
losigkeiten.**

Fülle von vielleicht belanglosen Ereignissen, oder man lässt die Erforschung von Vergangenen durch eine Vision leiten, die einem sagt, was wichtig und bedeutungsvoll ist und was nicht. Der spätantike Historiker Ammianus Marcellinus fasst dieses Problem

zusammen, wenn er schreibt: «Sie fühlen sich gekränkt, wenn man übergeht, was der Kaiser bei Tisch geredet habe, oder auslässt, aus welchem Grund irgendwelche einfachen Soldaten unter den Fahnen bestraft worden sind, oder weil man über die Ereignisse in kleinen Kastellen nicht habe schweigen dürfen ... Derlei und ähnliche Vorwürfe gibt es noch mehr. Doch sie widersprechen den Regeln der Geschichtsschreibung, die nur die Höhepunkte der Ereignisse beschreibt, nicht aber den Kleinigkeiten niederer Sphären nachspürt. Denn wenn wirklich jemand diese erforschen wollte, so könnte er ebenso gut auch die Hoffnung hegen, dass sich auch jene unteilbaren Teilchen, die im leeren Raum schweben und die wir Griechen «Atome» nennen, zählen liessen» (Ammianus 26,1,1). Genau weil der Historiker nicht alle Atome und alle möglichen Verbindungen von Atomen im Universum zählen und erzählen kann, muss er, wie Ammianus sagt, nur «die Höhepunkte» der Geschichte erzählen. Was aber die «Höhepunkte» sind, das kann nur eine Vision von ihrem Sinn und ihrer Bedeutung ausmachen. Als Tatsachen an sich sind alle Tatsachen gleich.

Der Schluss liegt nahe, dass alle Vergangenheitsforschung «visionär» ist. Auch wenn man die Erforschung der Tatsachen, im Gegensatz zu Mythologie, betont und nicht die Vision, ist die Vision mitbestimmend immer dabei. Im Lauf der Zeit ist man auf die Idee gekommen, nicht nur die Tatsachen zu erforschen, sondern auch die Visionen, welche die Erforschung der Tatsachen geleitet haben. Je

Was ist «visionäre Vergangenheitsforschung»?

nach Vision werden andere Tatsachen erforscht und gefunden. Nicht nur ist alle Vergangenheitsforschung notwendigerweise visionär, sondern die visionäre Vergangenheitsforschung hat selbst eine Vergangenheit.

Die Geschichte der Visionen

Während die römische Geschichtsschreibung entweder die republikanische Zeit oder die jeweiligen Kaiser glorifizierte, fanden die Historiker des christlichen Mittelalters überall in den Ereignissen der Geschichte Gottes Plan am Werk. Die Vergangenheit war nur insofern interessant, als daraus die Wahrheit der christlichen Lehre und der Glaube an die Erlösung bestätigt werden konnten. Dies änderte sich in der Neuzeit, wo der Fokus auf den Menschen fiel. Der Humanismus stellte den Menschen ins Zentrum des Weltgeschehens: Nicht Gott wird bezeugt in den historischen Tatsachen, sondern der Mensch.

Die säkularisierte, «aufgeklärte Moderne» interessierte sich für Vergangenes nur insofern, als Freiheit und die Selbstbestimmung des Menschen darin zum Ausdruck kamen. Die Vernunft tritt an Gottes Stelle als Ursprung und Ziel der Geschichte. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts ermahnte den Menschen, sein eigenes Schicksal in die Hände zu nehmen und mittels Vernunft die Welt aus der Dunkelheit religiöser Vorurteile ins Licht zu führen. Die abstrakte und mathematische Vernunft der Aufklärung konnte aber die Romantiker des 19. Jahrhunderts mit ihrem Gefühl für die Vielfalt und Eigenart der historischen Zivilisationen und Kulturen nicht befriedigen. Also wurde die Vernunft in den Händen Hegels zu dem Weltgeist, der durch die historische Dialektik sich selbst in die Vollendung des Selbstwissens des Geis-

tes über den Weg der Widersprüche der Geschichte führt. Die Geschichte bringt den Weltgeist zum Bewusstsein seines Selbst und in diesem absoluten Wissen endet die Geschichte.

Nicht nur ist alle Vergangenheitsforschung notwendigerweise visionär, sondern die visionäre Vergangenheitsforschung hat selbst eine Vergangenheit.

Marx und Engels sahen in der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts keine befriedigende Lösung für die Menschheitsgeschichte und stellten Hegel auf die Füße. Sie fanden in den historischen Tatsachen Belege für die Gesetze des dialektischen Materialismus: Über den Klassenkampf und die sich daraus ergebende und unaufhaltsame Revolution werde die kommunistische Gesellschaft unweigerlich entstehen, und erst dann könne man mit gutem Gewissen das Ende der Geschichte erklären. Gegen solche weltbestimmenden und absolutistischen Visionen setzten das übrige Europa auf den Fortschritt durch Wissenschaft und freie Wirtschaft. Wo immer man in die Geschichte schaut, sieht man das Werk des wissenschaftlichen Fortschritts, der Demokratie und des Kapitalismus. Die Herrschaft Europas über die Welt im 19. Jahrhundert, auch unter dem Begriff des Kolonialismus bekannt, beweise und legitimiere die Überlegenheit der europäischen Kultur, so die Auffassung. Die Visionen von Aufklärung, Fortschritt, Wissenschaft und freier Wirtschaft beeinflussen das europäische Selbstverständnis bis heute und erschliessen eine Vergangenheit, welche die «freie Welt» des Westens als Gipfel der Menschheitsgeschichte betrachtet. Leider erlebten viele dieser Visionen ihren definitiven Niedergang in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts und der darauf folgenden Globalisierung. Der Glaube an die Überlegenheit der europäischen Moderne ist endgültig vorbei. Die leitenden Visionen westlicher Kultur haben sich in einer beispiellosen Selbstzerstörung aufgelöst.

Was ist «visionäre Vergangenheitsforschung»?

An die Stelle moderner Visionen der Überlegenheit des Westens trat die postmoderne Kritik. Postmoderne «Dekonstruktion» versuchte, allen Visionen zu entkommen, indem sie die Vision der Visionslosigkeit bzw. der Sinnlosigkeit aller Versuche, einen Sinn in den Tatsachen zu finden, vertritt. Die Postmoderne «dekonstruierte» alle Sinnansprüche und liess somit die Tatsachen für sich allein, ohne jegliche Vision, d. h. ohne Sinn. Nachdem die Sinnlosigkeit der Tatsachen so radikal und rücksichtslos zur Schau gestellt wurde, lag die Vermutung nahe, man könne daraus machen, was man will. Die Tatsachen «verpflichten» uns zu nichts. Sie haben also unseren Visionen zu dienen und können uns nicht zwingen, etwas zu denken, das wir nicht denken wollen, etwas in der Vergangenheit zu sehen, das wir nicht sehen wollen.

Das darauf folgende Post-Truth-Zeitalter, in dem wir jetzt leben, reagiert auf die Postmoderne, indem es die Tatsachen für irrelevant erklärt und nur die Visionen als wichtig erachtet. Die Politik darf jede Unwahrheit erzählen, solange die Menschen daran glauben und dafür stimmen.

In dieser seltsamen Situation, wo die Tatsachen wie in der Zeit von Homer und den Propheten nur den Visionen zu dienen haben, stellt sich die Frage der Utopie, d. h. die Frage nach der richtigen Vision.

Post Truth und Utopie

Im heutigen Post-Truth-Zeitalter ist eine Tatsache nicht mehr das, was sie einmal war. Früher waren Tatsachen die objektive Wahrheit, ohne jegliche Mischung mit subjektiven Meinungen. Man war verpflichtet, an die Tatsachen zu glauben. Heute, ob zu Recht oder Unrecht, ob gut oder schlecht, sind Tatsachen untrennbar verwoben mit sozialen, politischen, religiösen und sonstigen Subjek-

tivitäten. Greta Thunberg soll einmal auf die Frage, wie sie die USA im Vergleich zu Europa erlebe, gesagt haben, die Klimaveränderung in den USA sei etwas, woran man glaube oder nicht glaube. In Europa sei sie eine Tatsache. Aber auch in Europa ist die Klimaveränderung eine Tatsache, deren Bedeutung unklar ist. Wozu genau verpflichtet uns diese Tatsache? Das ist eine Frage der Verhandlung, und Verhandlungen werden immer von Interessen geleitet, und Interessen sind letztlich von Visionen geleitet. Wenn die Tatsachen für sich selbst sprechen würden, müsste Greta Thunberg nicht auf die Strasse gehen. Die Tatsachen brauchen offensichtlich jemanden, der für sie spricht. Ob in Natur oder Kultur, die Wahrheit ist nicht mehr einfach da, objektiv gegeben und ausgestattet mit dem Anspruch,

von allen akzeptiert zu werden. Die Wahrheit ist Verhandlungssache geworden. Und das, was ausgehandelt werden soll, ist nicht nur die Welt, wie sie ist, sondern die Welt, wie sie sein sollte.

Nach der postmodernen Dekonstruktion aller Visionen sind die Visionen im heutigen Post-Truth-Zeitalter zurück, und zwar mit dem offenen und unverschämten Anspruch, die Tatsachen zu bestimmen. Die Auswüchse dieses Post-Truth-Zeitgeists zeigen sich zur Genüge in der heutigen Politik und den von Fake News und Click Bate dominierten Medien. Die Medien haben sich auf eine «Ökonomie der Aufmerksamkeit» eingestellt, wonach News das sind, was Aufmerksamkeit oder Klicks von Medienkonsumierenden auf sich zieht. Die Wahrheit spielt in den Medien wie auch in der Politik heute – dies war zwar bis zu einem gewissen Grad immer der Fall – überhaupt keine Rolle mehr. An die Stelle der Wahrheit treten heute Filterblasen, Echo Chambers, Populismus und eine verwirrende Ansammlung der verschiedensten Verschwörungstheorien. Wenn die Medien, wie

Die Wahrheit ist Verhandlungssache geworden.

Niklas Luhmann sagte, die «Selbstbeobachtung der Gesellschaft» sind, dann kann man nur mit Schrecken in diesen Spiegel schauen und feststellen, dass wir uns heute wie das Porträt von Dorian Gray sehen. Wir sehen uns in der brutalen Realität der Weltpolitik vollkommen widergespiegelt. Aber wir können immer noch darüber entscheiden, wie wir uns im Spiegel der Vergangenheit sehen. Wenn die Visionen darüber entscheiden, was die Tatsachen sind, dann hängt alles davon ab, die richtige Vision zu haben. Dies bringt uns zum Begriff der «Utopie».

Utopien haben immer die Vision vor die Tatsachen gestellt, und zwar weil die Utopisten überzeugt waren, dass die Tatsachen anders werden könnten und anders werden sollten. Utopien, im Gegensatz zu Verschwörungstheorien und vielen Ideologien, haben sich verpflichtet, die Regeln, die eine gewisse «Glaubwürdigkeit» verleihen, zu respektieren. Wie immer eine Utopie die Welt, wie sie sein sollte, schildert, soll diese Vision, obwohl «frei» erfunden, doch «plausibel» sein. Die «Tatsachen», worauf die utopische Vision beruht – so der Anspruch –, hätten wirklich geschehen können. Sie sind glaubwürdig.

Alle Personen, die Sie, liebe Leserinnen und Leser dieser ersten Inaugurationsnummer der Neuausgabe der Cahiers de recherches de Nienetwil, kennenlernen werden, sind Menschen ihrer Zeit. D'Aciel Arbogast und sein Sohn Nomis Arbogast, Amot Nussquammer und sein Sohn Amot jun., Miribal Ciséan und andere sind Menschen, die sich in ihren Lebenssituationen wirklich so verhalten, so denken und fühlen und so hätten handeln können, wie sie hier beschrieben sind. Auch alle archäologischen Befunde über Nienetwil, die im Museum Nienetwil aufbewahrt sind, hätten wirklich gefunden werden kön-

nen und werden vielleicht eines Tages tatsächlich gefunden.

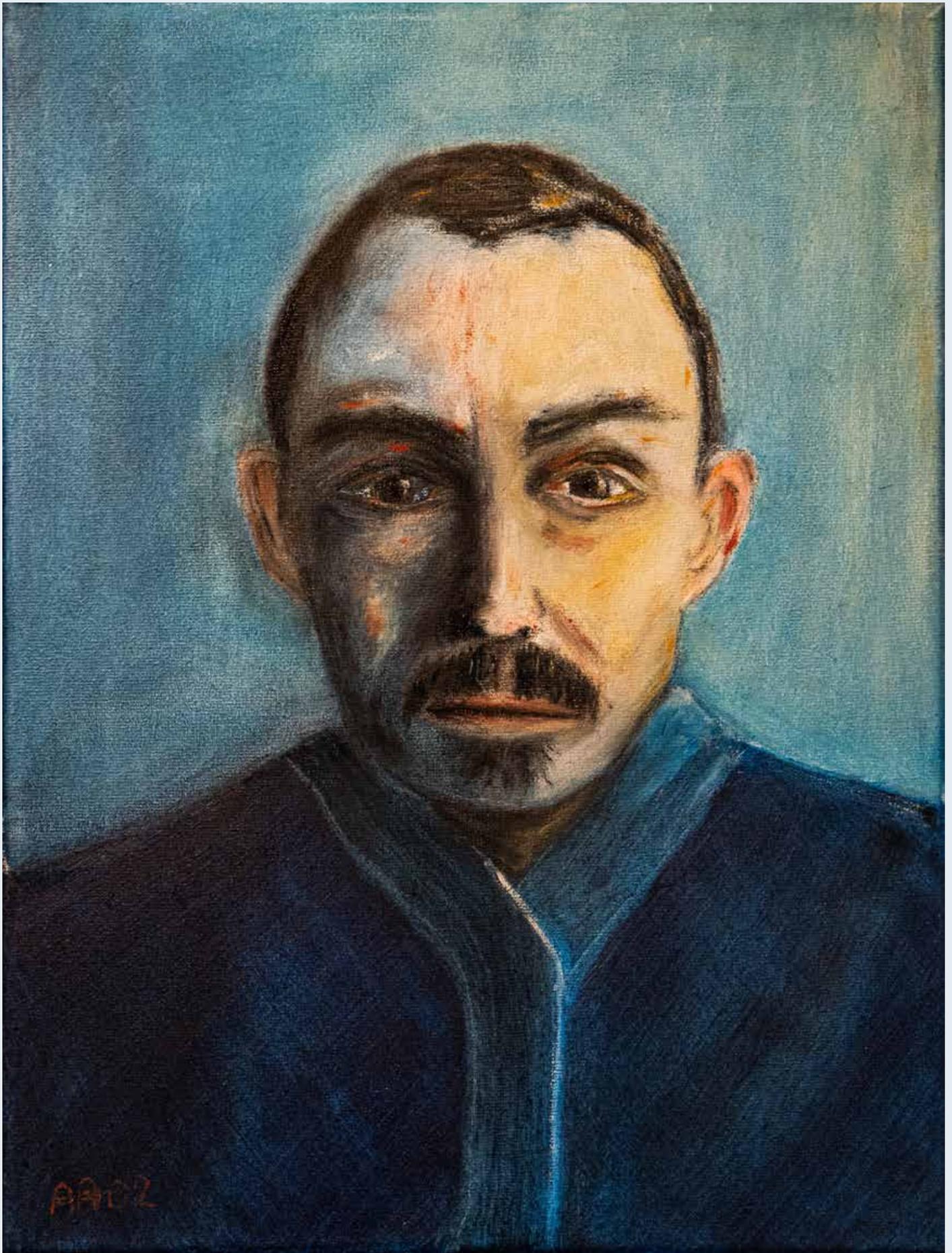
Alles, was hier über Nienetwil erzählt wird, ist in der «Wirklichkeit» genügend verankert, an die Wirklichkeit angelehnt, mit der Wirklichkeit vermischt, dass es nicht nur glaubwürdig ist, sondern auch glaubenswert. Denn die utopische Vision muss nicht nur plausibel, sondern auch würdig des Glaubens sein. Die Utopie muss eine Welt darstellen, an die es sich lohnt zu glauben und die verdient, geglaubt zu werden. Und zwar dermassen, dass man bereit wäre, sich in irgendeiner Art und Weise einzusetzen, um diese Welt zu realisieren. Zur Verteidigung

der utopischen Fiktion muss man sagen, dass nichts wirklich völlig «frei» erfunden wird, sondern auf einer Geschichte beruht, auf Traditionen und gegenwärtigen Problemlagen. Diese machen die Bühne bereit für die utopische Darstellung und bestimmen ihre Relevanz und Bedeutung für die Gesellschaft. Obwohl Utopien «nirgendwo» sind, kommen sie nicht von nirgendwo, sondern sind begründet und motiviert von einem bestimmten gesellschaftlichen und historischen Moment. Weil die Gesellschaft und die Welt so sind, wie sie heute sind, müssen/sollten wir uns dieser Utopie verpflichten und nicht irgendwelchen anderen. Die Utopie ist die Antwort auf die Frage, die eine Gesellschaft und ein historisches Moment sich stellen: Wo sollen wir hin? Was soll aus uns werden? Welche Zukunft wollen wir?

**Wir können
darüber entscheiden,
wie wir uns
im Spiegel der
Vergangenheit sehen.**

Gegenüberliegende Seite: Frühbronzezeitliche Stele, Ausgrabung Nienetwil/2, 2018





Selbstporträt von d'Aciei Arbogast I. 1902

Biografie von d'Aciei Arbogast I.

Nomis Arbogast

D'Aciei Arbogast I. (geb. am 30. März 1871, Grosswangen, verschollen im Juni 1969)

Über meinen Vater d'Aciei Arbogast zu berichten, ist nicht einfach. Um ehrlich zu sein, hatten wir ein etwas angespanntes Verhältnis. Das lag unter anderem daran, dass ich nicht bei ihm aufgewachsen bin. Meine Mutter starb an einer Lungenentzündung, als ich gerade einmal vier Jahre alt war. Da sich mein Vater nicht um mich kümmern konnte oder wollte, wurde ich von einer befreundeten Familie grossgezogen. Da diese sesshaft waren, oder *schuri*, wie wir sagen, also «geschützt» Lebende, hatten sie natürlich einen etwas anderen Lebenswandel als mein Vater, der bis zum Tag meiner Geburt nie einen festen Wohnort gekannt hat. Stets war er unterwegs und hat, mit Ausnahme des süd- und nordamerikanischen Kontinents, die ganze Welt bereist. Meine Ansichten über die Skandaj waren denn auch etwas anders als die seinen, und das hatte bei unseren gegenseitigen Besuchen jedes Mal hitzige Diskussionen zur Folge. Trotzdem liebte ich ihn, und wenn er mich nicht gerade mit seinen Weisheiten zuschüttete, war ich begierig, von seinen Reisen und all den Ländern zu erfahren. Wie auch immer: Meine Gefühle für meinen Vater sind zwiespältig und werden es wohl immer bleiben. Einer der Hauptgründe war wohl, dass er seine Erzählungen, nach alter Skandaj Sitte, immer bis zum schieren Exzess ausschmückte, oder aber – und auch das kam vor – einfach nur Geschichten erzählte, die zwar irgendwo einen kleinen Kern Wahrheit enthielten, sonst aber hauptsächlich entweder der Belehrung, der Unterhaltung oder beidem dienten. Selten wusste ich, ob das, was er mir erzählte, wirklich wahr war oder erfunden. Erst viel später, als ich mit dem alten Amot sprach oder mit Miribal, mit anderen Bekannten und Freunden von ihm – und von denen gab es interessanterweise überall welche, und ich meine wirklich überall –, merkte ich, dass tatsächlich das meiste von dem, was

er mir erzählte, stimmte. Wenn ich heute also über ihn berichte, schwingt in mir noch immer diese Skepsis bezüglich des Wahrheitsgehalts seiner Geschichten mit. Aber, und dank meines Alters kann ich das heute ruhig sagen, spielt das kaum eine Rolle: Wahrheit, Erfindung, Vergangenheit oder Gegenwart, alles mischt und beeinflusst einander so lange, bis letztlich quasi eine Essenz eines Lebens zutage gefördert wird, die uns, selbst wenn erfunden, wahrhaftig gegenübertritt. Mein Vater war ein Skandaj, ein Nienetwiler, wenn ihr das so nennen wollt – und er war der Sohn eines Piraten und Politikers, eines Skandaj, der, wie mein Vater selbst, immer nur die Zukunft des Stammes im Kopf hatte. Er wurde in Grosswangen im Kanton Luzern in der Schweiz geboren, lebte dort aber nie, denn seine Mutter starb im Kindbett und sein Vater zog mit ihm nach Luzern. Da Hannes Meyer, wie sein Vater offiziell in den Urkunden hiess, wie die meisten Skandaj über grosse Sprachfertigkeiten verfügte, unterrichtete er in Luzern und konnte sich, dank seines politischen Einflusses, auch das eine oder andere leisten. So wuchs mein Vater die ersten dreizehn Jahre seines Lebens recht behütet auf. Das änderte sich 1884, als sein Vater verschwand. Es gibt verschiedene Gerüchte über sein Verschwinden, und selbst die Polizeiakten in den Archiven geben wenig her. Mein Vater erzählte mir einmal in etwas angetrunkenem Zustand, dass «es für den Alten Zeit war, zu verschwinden». Ich konnte und kann mit dieser Aussage bis heute nichts anfangen. Jedenfalls hatte es zur Folge, dass mein Vater in die Obhut der Familie Reidler kam – natürlich ebenfalls Skandaj, die, getarnt als Handelsreisende, durch halb Europa zogen. Natürlich handelten sie nicht mit Ware, denn es waren ja Skandaj, sondern sie sammelten Wissen und Fertigkeiten, die sie auf ihrer Reise an andere Skandaj weitergaben. Heute scheint mir, dass mein Vater diese Reise nie beendet hat.

Es würde natürlich zu weit führen, hier sein

Leben in allen Einzelheiten zu erzählen. Es geht, so habe ich das von den Autoren dieser Publikation verstanden, ja mehr darum, zu erfahren wieso er stets so handelte, wie er es tat. Es ist daher unerlässlich, sein Leben in thematische Kapitel zu gliedern.

Sprache

Mein Vater war ein Sprachtalent sondergleichen. Es gab, jedenfalls wenn ich den Erzählungen Miribals und anderer seiner Freunde Glauben schenken will, wirklich niemanden, mit dem er sich nicht unterhalten konnte. Ob aus Afrika, Indien, dem Iran, China oder Griechenland, Russland, Schweden oder den Aborigines in Australien: Nach kurzer Zeit schon konnte er sich mit allen unterhalten. Und, ich möchte das besonders erwähnen, denn es scheint mir ausserordentlich, selbst mit Basken, Finnen oder Ungarn fiel ihm das leicht. Dazu kam ein offensichtlich dermassen jovialer Charakter, dass ihm auch jeder die Zeit gab, die er brauchte, um die jeweilige Sprache zu erlernen.

Die Sprache war für meinen Vater das wichtigste Werkzeug überhaupt. Was für einen Schmied der Hammer ist, war für meinen Vater die Sprache. Mit ihr gelang es ihm, all das zu erreichen, was er schliesslich auch erreicht hat, nämlich das Erbe der Nienetwiler durch zwei Weltkriege in ein neues Jahrhundert zu retten.

Eine seiner wichtigsten «Schülerinnen» war seine Tochter Miribal. Ihre Mutter war zwar keine Skandaj, aber das tat ihrem Eifer, das Alaju und so viele andere Sprachen wie möglich zu erlernen, keinen Abbruch.

«Sprache ist der Spiegel der Seele und Barriere oder Schlüssel zur Welt!», pflegte Arbogast zu sagen. Er vertrat die Meinung, dass lange bevor irgendein Hominide ein Wort hervorbrachte, bereits Sprache existiert hat. Nicht eine Sprache der Worte, sondern eine Sprache der Gesten. Und diese Gesten seien noch

«Sprache ist der Spiegel der Seele und Barriere oder Schlüssel zur Welt!»

zu einem Grossteil in den Handzeichen und der Körpersprache der Skandaj zu finden.

Auch forschte er zeit seines Lebens nach dem Ursprung der Sprachen, um die uralten Skandaj-Erzählungen, wonach das Skandaj die Mutter aller Sprachen sei, zu bestätigen oder diese These zu verwerfen. Bis zum Ende seines Lebens hat er nur Beweise für diese These gefunden.

Archäologie

Mit ebensolchem Enthusiasmus verfolgte Arbogast seine Forschungen nach dem Ursprung der Skandaj selbst. Hier wurde er vor allem von seinem Freund und Kollegen Amot Nussquammer unterstützt. Und obwohl die beiden das Fuder gewiss nicht immer auf demselben Wagen hatten, fanden sie doch stets wieder zusammen und brachten dieses Forschungsgebiet in ungeahnte Höhen.

Kunst

Die Kunst war sicher nicht das grosse Talent meines Vaters, im Gegenteil: Er wurde nicht selten als absolut untalentierte Dilettant beschimpft. Dennoch befasste er sich mit ihr mit derselben Intensität, wie er das mit allem tat. Den Ursprung, Sinn und Zweck der Kunst zu ergründen war hier sein vorrangiges Ziel, und nicht, darin gut zu werden – was ihm mangels Talent denn auch niemals gelang.

Abenteurer und Lebemann

Mein Vater war ein Abenteurer, wie man ihn in den besten Groschenromanen finden kann. Er nahm einfach jede Herausforderung an, die ihm auf seinen Reisen begegnete. Er tauchte nach archäologischen Schätzen, drang tief in von Feinden besetztes Gebiet ein, um irgendwo einen Stein zu bergen, der zur Nienetwiler Kultur gehörte, er hatte so viele Liebschaften, dass jeder Seemann blass

Biografie von d'Aciel Arbogast I.

vor Neid geworden wäre. Er trank gerne, sang gerne, redete noch lieber und warf sich mit Inbrunst in jede Schlägerei, wenn es ein ehrbares Ziel zu verfolgen gab. Mein Vater kannte «mehr Leute als Gott», wie man sagt, und kam interessanterweise mit allen aus. Ich wünschte mir, er hätte mir dieses Talent vererbt! Mein Vater war ein Mensch, der den Krieg hasste, Gewalt ablehnte, und beides, wenn es sein musste, auch mit der Faust bekämpfte. Jedenfalls in jungen Jahren. Als er älter wurde, liess er das sein und verfocht seine Ziele mit Diplomatie und einem strategischen Gespür, das ihm allerlei Freunde aus der Weltpolitik einbrachte.

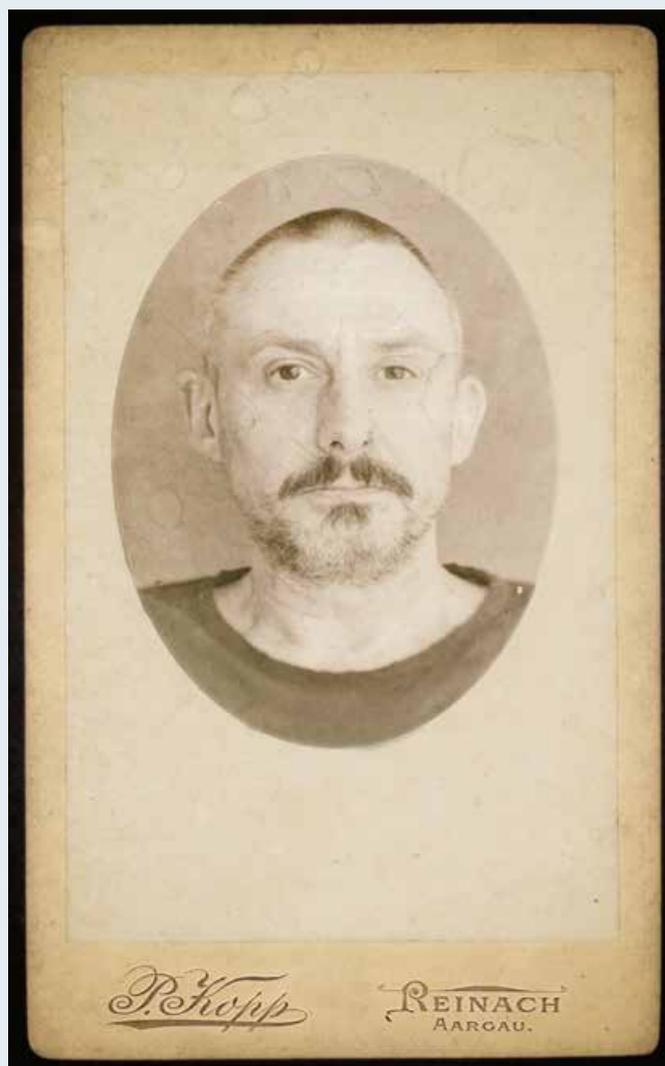
Es ist wahrlich ein Jammer, dass er, mit all diesen Talenten gesegnet, ein dermassen mittelmässiger Vater war!

Letztlich war er wohl einfach ein Getriebener, der alles, was er konnte, in die eine Sache investierte: Nienetwil. Und mehr kann ich in dieser Kürze über ihn nicht berichten.

Einige Daten:

1871	Geburt
1889	Erste Grabung in Kairo
1891	In Luzern, Schweiz, und Grabungen im Umland
1898	Zweite Grabung in Ägypten
1899	Grabungen in Uppsala und im Umland von Helsinki
1901	Grabungen in Frankreich (Frühjahr) und Reise nach Österreich
1905/06	Grabungen im Umland von Beromünster, Schweiz
1912	Reise durch Nordeuropa
1913	Reise/Grabungen in Sibirien
1914	Japan
1914/15/16	China/Tibet/Indien
1920	Reise Italien
1922	Slowakei und Österreich

1924	Domizil in Paris und verschiedene Grabungen und Reisen durch Frankreich und Spanien
1936	Indien
1937	England/Irland
1939	Zürich und bis nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz
1950	Verschiedene Reisen durch Europa
1969	Verschwindet spurlos



Arbogast, 1906.
CdV von Peter Kopp, Beromünster/Reinach

Die Stellung des Handwerks und Werkzeugs in der Nienetwiler Kultur

D'Aciel Arbogast I.

2020 wurden im Nachlass Arbogast die Notizen zu untenstehendem Vortrag von d'Aciel Arbogast I. gefunden, den er 1897 gehalten hat. Es ist nicht bekannt, wo er diesen hielt. In einer Randnotiz auf der ersten Seite steht «Begrüss. Walon?»». Es ist daher möglich, dass er den Vortrag vor dem Kollegium der Universität in Brüssel gehalten hat.

In dem Vortrag beschreibt Arbogast die Wichtigkeit des Handwerks in der Kultur der Nienetwiler und welchen Bezug sie dazu haben.

Die Nienetwiler Kultur ist ohne das Handwerk gar nicht denkbar. Der Homo nienetwilensis, wie ihn mein Kollege Nussquammer ab und zu nennen pflegt, lebt ein vom Homo sapiens gänzlich verschiedenes Leben und die schöpferische Tätigkeit steht ihm am höchsten.

Es ist ja nicht unbekannt, dass ich selber aus diesem Volk stamme, und es wird Sie daher nicht überraschen, wenn ich in diesem Vortrag einige Aspekte unserer Kultur erkläre.

Als Charles Darwin vor zwanzig Jahren seine Theorie über die Abstammung des Menschen veröffentlichte, ging ein Aufschrei um die Welt. Es war ein schockierter Schrei, in dem Angst und Zorn mitschwangen. Wie konnte es dieser Brite wagen, uns mit Affen zu vergleichen?

In den Kreisen der Skandaj, also meines Volkes, war dagegen nichts dergleichen zu hören. Weshalb? Weil wir, im Gegensatz zu Ihnen, werter Leserin und werter Leser, einen gänzlich anderen Bezug zur Welt haben. Wir sehen uns weder anderen Menschen noch Tieren noch Pflanzen noch Dingen überlegen. Sie alle sind wie wir einfache Akteure in einem ungeheuerlich grossen und komplizierten Kosmos. Anders als der moderne Mensch sehen wir auch nicht den Verstand als das wichtigste Zeichen des Menschseins. Jedenfalls nicht so, wie Sie das verstehen.

Der Verstand ist für uns kein in eine Knochenschale eingepferchtes und dort einer grauen Masse entspringendes Wunderwerk. Der Verstand ist lediglich ein Werkzeug, das uns ermöglicht, etwas zu erledigen, was wir, sagen wir einmal, mit dem Gefühl oder dem Daumen oder einer Wolke nicht tun können. Auch arbeitet unser Verstand anders. Nicht weil unser Hirn anders gebaut wäre, sondern weil wir aus einer anderen Kultur kommen. Sie sagen, dieser Tisch ist ein Tisch aus Holz, wir sagen, da hätte ich gerne mitgesungen, wobei singen bei uns nicht grundsätzlich eine musikalische Lautäusserung sein muss. Das Wort Singen bedeutet, wenn einer schöpferischen Tätigkeit nachgegangen wird, bei der wir mit dem Material, mit dem zusammen wir etwas erschaffen, also in ein Zwiegespräch zu treten. Es ist quasi unser Geist, also das Zusammenkommen von Körper, Verstand und Gefühl, das sich auf ein gegenseitiges Beeinflussen einlässt und sich dabei bewusst ist, dass es nicht nur befähigt ist, ein Material zum Beispiel zu bearbeiten, sondern dass erstens dieses Bearbeiten unseren Geist verändert und zweitens das Bearbeitete sich verändert, während es auch uns verändert. Und da wir uns dessen bewusst sind und uns die Möglichkeiten, die uns das bietet, erfreuen, singen wir dann auch mit unserer Kehle.

Die Nienetwiler Kultur kann an den Anfang des vor einigen Jahren durch Eugène Dubois in «Paleontologische onderzoekingen op Java» klassifizierte Gattung Homo erectus zurückverfolgt werden. Aus diesem Homo erectus sind später verschiedene Arten entstanden, so etwa der Neandertaler und der Homo sapiens. Es ist eine leider noch weitgehend unbewiesene Theorie – die aber durch verschiedene Indizien als richtig gewertet werden darf –, dass sich im Lauf der Zeit ein Teil dieser Art abgespaltet hat und sich zum Homo nienetwilensis entwickelte.

Sie hat sich körperlich gleich entwickelt wie der Homo sapiens, jedoch umweltbedingt gewisse Eigenarten ausgebildet, die sich aber

nicht körperlich, sondern in ihrer Kultur niederschlug.

Unsere Art blieb also für gut zweihundertfünfzigtausend Jahre weitgehend für sich. Es gab zwar Austausch mit den anderen Arten, dieser kam aber erst in der letzten Eiszeit mit den Neandertalern, und später, als auch dieser sich in Zentraleuropa ansiedelte, mit dem Homo sapiens in Gange. Was immer die Anthropologie und die Archäologie noch zutage fördern wird und unabhängig davon, wie dann die «Familienverhältnisse» aussehen werden, eines ist unbestritten: Der Homo nienetwilensis hat all sein Wissen und all seine Fertigkeiten seit Anbeginn bis auf den heutigen Tag festgehalten und tradiert.

Seine Kultur unterscheidet sich in krasser Weise von der anderer Völker. So kennt er zum Beispiel keine Hierarchien und auch das Konzept Religion ist ihm gänzlich fremd.

Unser Verhältnis zur Welt ist dergestalt, dass wir nichts anhäufen wollen. Materieller Reichtum hat in unserer Sprache nicht einmal ein Wort. Auch sehen wir unsere Tätigkeiten, egal worum es sich handelt, jeweils, wie oben bereits erwähnt, als ein Singen, und Werkzeuge sind uns nicht einfach leblose Dinge, mit denen wir anderen leblosen Dingen eine Form aufzwingen, sondern sind vielmehr als Vermittler zwischen unserem Lied und dem Lied des Gegenübers zu verstehen. Dieser «Vermittler» zeigt uns die Möglichkeiten auf, die sich durch eine Zusammenarbeit von uns mit dem Gegenüber ergeben. Es wird sozusagen eine Sammlung an Möglichkeiten erstellt. Es muss hinzugefügt werden, dass auch die Hand, der Mund oder Geist, ja unser ganzes Selbst sowie das Selbst und Potenzial eines Selbst aller uns umgebenden Dinge als Vermittler gesehen werden, also als Teil einer Sammlung von Einflüssen und Möglichkeiten. Stehe ich also mit einem Stück Eisen an einem Amboss, so sind daran verschiedene Akteure beteiligt:

Das Eisen ist in diesem Fall quasi der Hauptdarsteller, denn es hat ein Potenzial, das es vielleicht freigeben will, zum Beispiel das Potenzial, eine Axt zu werden.

Der Amboss, obwohl er still dasteht, ist hierbei keineswegs passiv, denn er verfügt, wie wir anderen Beteiligten, über viele Möglichkeiten, wie er mit uns in Interaktion treten kann. Der Hammer ist ebenfalls aktiv und ist ganz und gar nicht einfach ein in meiner Hand liegendes Ding, das woanders draufschlägt. Damit er sein Lied singen kann, müssen jedoch Amboss, Eisen, er und ich zusammen alle Möglichkeiten sammeln und einander vermitteln. Die Rolle des Schmiedes, also meine, besteht darin, die verschiedenen Möglichkeiten zu erkennen und für die Akteure zu sprechen, wo sie es nicht selber tun können. So formen wir gemeinsam aus einem Eisen eine Schaufel und haben in dieser Zeit vier neue Leben geschaffen, denn unsere alten sind mit diesem Lied vergangen und haben einem neuen, reicheren Platz gemacht.

In diesem Kontext ist leicht zu verstehen, dass wir auch das Handwerk weitgehend anders verstehen als der moderne westliche Mensch (von anderen kann ich nicht ausschliessen, dass sie unser Begreifen teilen).

Das Erschaffen eines Objekts wird, wie meiner obigen Ausführung zu entnehmen ist, also nicht als ein rein technischer Akt oder ein schöpferischer Akt im Sinne der christlichen Lehre gesehen, sondern als ein sich miteinander dem Potenzial aller Beteiligten annäherndes Handeln, bei dem alle ihrer Sammlung neue Möglichkeiten hinzufügen können.

Interessanterweise gibt es im Alaju kein Wort für Handwerk. Es gibt das Tun, im Sinne von etwas bauen, das wir «tek» nennen, oder es gibt das Wort «wep», welches Sie im Wort «weben» wiederfinden werden und das

bei uns so viel bedeutet wie «etwas, das mehr wird als die daran getane Arbeit», und wir haben das Wort «skandi», welches das oben erläuterte Handeln ausdrückt. Es bedeutet «Singen», aber auch «Leuchten» und «Hand» zugleich und ist das Wort, nachdem wir uns selber benennen.

Aber für Handwerk in dem Sinne, wie es in der deutschen Sprache verwendet wird, gibt es, obwohl es uns so wichtig ist, kein Wort.

Ich konnte Ihnen in diesem kurzen Abriss vielleicht eine Ahnung davon vermitteln, wie die Nienetwiler Kultur funktioniert und welchen Stellenwert das «Skandi» bei uns hat. Es wäre mir eine Freude, wenn Sie etwas davon in Ihr Leben mitnehmen möchten und die Welt – wenn nicht völlig anders, doch wenigstens ein bisschen – belebter und spannender erleben würden.

AA, 1897
(Abschrift aus Notiz MUNI.N.CH.1.16.1)

Gegenüberliegende Seite: Drechsler bei der Arbeit



Biografie Amot Nussquammer sen.

David J. Krieger

Entwurf einer intellektuellen Biografie von Amot Nussquammer sen.

Amot Nussquammer sen. (1860–1952) war ein Anthropologe, Ethnograf und Philosoph. Er war mit Amalie Soppenweiler und Miribal Ciséan verheiratet und der Vater von Amot Nussquammer jun.

Amot Nussquammer sen. ist vor allem durch seine Beiträge zur Erforschung und Interpretation der Kultur von Nienetwil bekannt, die in den Cahiers de recherches de Nienetwil (CRN), die wohl leider die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs nicht überdauert haben, bezeugt sind. Weitere Zeugnisse des Lebens und Arbeitens von A. Nussquammer sen. sind aus seinem Nachlass entnommen, aus Briefen seines Sohnes A. Nussquammer jun. sowie aus dem noch erhaltenen Briefverkehr zwischen Nussquammer und d'Acíel Arbogast I., mit dem er die CRN begründete und mit dem Nussquammer jahrelang kollaborierte. Zudem werden – soweit relevant für das Verständnis von Nussquammers intellektueller Entwicklung – persönliche Mitteilungen von A. Nussquammer jun. und Miribal Ciséan, der zweiten Frau von Nussquammer, an David J. Krieger beigezogen.

Da die Aufarbeitung und Sichtung des Nachlasses von Amot Nussquammer sen. nicht abgeschlossen ist, bleibt dieser Versuch einer intellektuellen Biografie zwangsläufig provisorisch und fragmentär.

Jugend

Soweit wir wissen, ist Nussquammer nicht der richtige Familienname, da Amot seinen Namen von Jesuitenpatern erhielt. Er war nämlich 1860 als Findelkind vor dem Tor eines Jesuitenklosters im spanischen Galicien aufgefunden worden. Da er mit seiner hellen



Amot Nussquammer sen., 1882, Porträt gemalt von d'Acíel Arbogast I.

Haut und rötlichen Haaren germanisch aussah, nannten ihn die Pater Amot. Und weil er scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war, gaben sie ihm den Nachnamen Nussquammer, von lateinisch nus quam = nirgendwo. Die Jesuiten, vor allem der junge Pater Ignacio Martes, der sein Mentor werden sollte, erzogen Amot nicht nur im christlichen Glauben, sondern auch in der Wissenschaft. Denn sie betrieben in Spanien – wie überall nach der allgemeinen Restauration 1814, welche durch die Bulle *Solicitud omnium ecclesiarum* von Papst Pius VII. erlassen worden war – vor allem Schulen und Forschungsstätten.

Es scheint, dass Amot vorhatte, dem Jesuitenorden beizutreten und Priester zu werden. Diese Absichten wurden aber zunichte gemacht, nachdem die Comtesse de Gravenour, eine Anhängerin des Marquis de Sade, eine

schicksalshafte Nacht im Kloster verbringen musste. Die Comtesse und ihre Entourage mussten wegen eines Sturmes Zuflucht im Kloster suchen. In dieser Nacht führte die Comtesse den jungen und neugierigen Nussquammer in die Geheimnisse der Sinnlichkeit ein. Schon am folgenden Tag entschied sich Nussquammer, dass das Zölibat nichts für ihn war, und er bat seinen Mentor Pater Ignacio um Erlaubnis, das Kloster verlassen zu dürfen und seine Studien im Ausland fortzusetzen. Pater Ignacio war ein weltgewandter und grosszügiger Mann, von dem Nussquammer sein Leben lang immer nur Gutes sagte, und zeigte Verständnis für Nussquammers Wünsche. Durch seine Verbindungen zur Universität Freiburg i.Br. ermöglichte er Nussquammer einen Studienplatz. Mit grosser Wehmut verliess Nussquammer das Kloster, das für ihn eine Heimat und seine Familie war, und fuhr 1878 nach Deutschland, um Studien in Philosophie und in den Sprachwissenschaften aufzunehmen.

Studienjahre

In Freiburg lernte Nussquammer Rudolf Martin kennen, mit dem er bis an sein Lebensende immer wieder Kontakt hatte. Martin schrieb einmal, dass Nussquammers «... ungläubliche Sprachenkenntnisse, seine Sprachgewandtheit und Phantasie wie ein kreischender Frühlingmorgen [sei] in der Eintönigkeit der Freiburger Universitäts-Stehkragen-Umgebung».

Nach Abschluss seines Studiums 1885 verfasste er seine Dissertation «Zwischen Francis Bacon und Thomas Hobbes. Eine weltanschauliche Interpretation der Naturphilosophie aus Sicht des Wolffianismus» und erntete damit grosses Lob. Leider ist die Schrift unauffindbar. Sein Freund Rudolf Martin, der sich als Kantianer bezeichnete, erwähnte Nussquammer in den «Philosophischen Schriften der

Universität Freiburg im Breisgau», Ausgabe 2, 1886.

Ebenfalls Martin war es, der Nussquammer dazu überredete, nach München an das von Johannes Ranke 1886 neu eröffnete Institut der Anthropologie und Urgeschichte zu wechseln. Beide begannen dort ein Studium der Anthropologie, das sie bei Ranke abschlossen. Nussquammers Dissertationsvorschlag mit dem Titel «Der Ursprung der Sprachdiversität aus der Babylonischen Sprachverwirrung» betrachtete Ranke als Affront und zwang ihn zu einer Arbeit mit dem Titel «Die Rundschädeligkeit des Zentraleuropäischen Homo sapiens, eine Erfassung aller steinerner Leiber und Knochen». Nach dem abgeschlossenen Studium der Anthropologie und urgeschichtlichen Forschung 1890 zog Nussquammer in die Schweiz, um dort Forschungen im Mittelland und in den Alpen zu betreiben.

Nienetwiler Forschungen

In der Schweiz hörte Nussquammer zum ersten Mal von der kontroversen Entdeckung einer sehr, sehr alten und kaum erforschten Kultur sowie deren Entdecker d'Aciei Arbogast. Dieser soll gesagt haben: «Es ist hier eine Kultur verborgen, allen unbekannt. Ich will wissenschaftlich ergründen, was mein Herz schon weiss: dass sie in Gefahr ist!» Aus verschiedenen Gründen konnte Nussquammer Arbogast, der häufig auf Forschungsreisen war, zu dieser Zeit nicht treffen. Er verliess die Schweiz, zog nach Frankreich, Berlin und Wien. In Wien tauchte er zusammen mit d'Aciei Arbogast im «Hotel Kaiserhof» auf. Dies war ca. 1892, da ein Porträt, das angeblich Nussquammer abbildet und von Arbogast stammt, um dieses Jahr datiert ist. Es gibt später eine lebhaft und streitsame Auseinandersetzung in Briefform, die er mit Arbogast hatte. Nussquammer, einerseits auf der Suche nach der Nienetwiler Kultur, andererseits bestrebt, in die Forschungen auch

das Religiöse einfließen zu lassen, geriet in den Argumentationen immer wieder hart an seinen glaubensfreien Freund Arbogast. Eine Anekdote aus dieser Zeit zeigt diese spannungsgeladene Beziehung. Nach einer besonders heftigen Auseinandersetzung rief Arbogast aus, Nussquammer sei kein Wissenschaftler, sondern ein Dichter, da er die Mythen mehr als die Wahrheit liebe. Nussquammer soll darauf geantwortet haben, es sei besser, die Wahrheit in alten Geschichten zu suchen, als ein gottloser Mensch zu sein. Daraufhin gingen die zwei Männer im Streit auseinander und redeten monatelang nicht mehr miteinander. Nur unter Druck des Verlegers der CRN nahmen die beiden wieder Kontakt miteinander auf und setzten ihre Zusammenarbeit fort.

Einen grossen Einfluss auf die Ideen von Nussquammer hatte dessen erste Frau Amalie (geb. Soppenweiler), die Nussquammer kurz nach Abschluss seines Studiums in München kennengelernt hatte. Amalie stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Lübeck und ermöglichte Nussquammer die finanzielle Freiheit, die er brauchte, um seinen wissenschaftlichen Interessen nachzugehen.

Da die Ehe kinderlos blieb, tröstete sich Amalie mit Tierliebe. Sie zogen aufs Land, wo Amalie eine Art privaten Zoo einrichtete. Sie beheimatete viele Tiere, darunter Affen. Die Beobachtung, wie die Tiere, vor allem die Affen, untereinander «kommunizierten», d. h. ihre Laute und Gebärden, überzeugte Nussquammer, dass die Tiere auch eine eigene «Sprache» hatten. Diese Idee fand in den Schriften von Darwin Unterstützung. Dies stellte aber Nussquammer vor das Problem, wie die Tiere eine Sprache haben könnten, wenn Gott nach den heiligen Schriften und auch nach der Meinung vieler Sprachwissenschaftler die Sprache gerade nur dem Men-

schen gab. Aristoteles hatte bekanntlich den Menschen als das Tier, das die Sprache hat, als *zoon logon echon*, bestimmt. Als Gott Adam kreierte, gab Er ihm die Sprache. Wie konnten dann die Tiere auch eine Sprache haben und wie könnte die menschliche Sprache, wie Darwin suggerierte, über lange Zeit der Evolution aus den Tiersprachen entstanden sein?

Könnte die menschliche Sprache der Evolution aus den Tiersprachen entstanden sein?

Diese Fragen liessen Nussquammer nicht los, bis er per Zufall auf eine Antwort stiess. Nach der ersten Begegnung mit Arbogast, bei der die beiden sich gut verstanden hatten, vor allem, weil Nussquammer sich sofort für die Entdeckungen von Arbogast über eine Kultur interessierte, die dieser «Nienetwil» nannte, trat Nussquammer eine Studienreise nach Indien an. Er hatte schon Sanskrit an der Universität Freiburg gelernt, aber die Sprache und die Kultur der Hindus blieben ihm rätselhaft und verborgen. Deswegen entschloss er sich, nach Indien zu gehen und das Studium der altindischen Sprache und Kultur aufzunehmen, wiederum organisiert von seinem Mentor Pater Ignacio und unter der Leitung von Swami Devananda Saraswati in seinem Ashram in Mysore. Obwohl der Swami Sanyasi war und allen Ritualismus ablehnte, hatte er grossen Respekt für die altbrahmanischen Gebräuche und Riten. Diese seien für Menschen, die noch nicht bereit für die Entsagung waren, wichtig. Das tägliche Leben im Ashram war nicht nur der Meditation und den Studien der Veden gewidmet, sondern auch von den brahmanischen Riten begleitet. Bei den Brahmanen lernte Nussquammer die altindische Kosmologie kennen, nach der Gott als Purusha (= grosser Mensch) die Welt erschuf, indem er durch eine rituelle Selbsterstückelung alle Kreaturen aus seinem Leib hervorkommen liess. Diese Idee, gekoppelt mit der vedischen Lehre der All-Einheit, gab Nussquammer die Antwort auf seine Fragen

betreffend den Ursprung der Sprache. Es gibt keinen Grund, so überlegte sich Nussquammer, warum Gott nur Adam alleine und nicht allen Kreaturen die göttliche Gabe der Sprache bei der Schöpfung gegeben hatte. Die Sprache – wie das Bewusstsein, wie die Hindus glaubten – wohne jedem Wesen inne, nur auf verschiedene Art. Deswegen könnten die Tiere in Amalies Zoo kommunizieren. Deswegen könnte sich die menschliche Sprache, wie Darwins Evolutionslehre vermuten liess, aus der Sprache der Tiere, die ja nach archäologischen Befunden viel älter waren als die Menschen, entwickelt haben. Mit dieser Überzeugung kehrte Nussquammer aus Indien zurück und nahm seine Zusammenarbeit mit Arbogast über Nienetwil auf. (Über die Kollaboration zwischen Nussquammer und Arbogast und die Publikationen in den CRN wird an anderer Stelle berichtet. Hier geht es nur darum, die für Nussquammers intellektuellen Werdegang wichtigsten Meilensteine zu benennen.)

Auswanderung

Nach dem Tod von Amalie 1920 zog Nussquammer sich zurück in eine Wohnung in Paris. Kurz danach siedelte er in die Schweiz um, damit er Arbogast bei dessen verschiedenen Ausgrabungen helfen konnte. 1940 fiel Frankreich im «Blitzkrieg» Hitlers und die Situation in der Schweiz wurde prekär. Nussquammer wanderte nach Amerika aus. Er reiste aber nicht alleine, denn Miribal Ciséan, mit der er eine romantische Beziehung hatte, wurde schwanger und Nussquammer heiratete sie, um das Kind und sie vor der Zerstörung des Krieges zu retten. In den Akten des Museum Nienetwil befindet sich eine Postkarte von Miribal Ciséan vom 6. Mai 1940 aus Paris: «Amot. Hitler steht vor der Tür. Ich komme in die Schweiz. Ich bin schwanger. jt miribal». Sie kamen 1940 in New York an. Danach reisten sie nach Illinois und liessen sich in der

Nähe von Chicago nieder. Das Kind kam 1941 zur Welt und wurde nach seinem Vater ebenfalls Amot getauft. Miribal arbeitete während des Krieges als Übersetzerin und lernte dabei an der Universität von Illinois Champaign/Urbana W. Ross Ashby, Heinz von Foerster und andere, die sich für die neu entstehende Wissenschaft der Kybernetik interessierten, kennen. Ein Einfluss von kybernetischen Ideen auf die späten Arbeiten von Nussquammer kann nicht ausgeschlossen werden.

Amot Nussquammer starb 1952 im hohen Alter von 92 Jahren. Sein Sohn Amot Nussquammer jun. studierte an der Universität von Chicago unter Mircea Eliade und führte seines Vaters Beiträge zu Erforschung von Nienetwil weiter. In den 1980er-Jahren wanderte er nach Argentinien aus, wo er eine Tangotänzerin kennenlernte. Sie heirateten und zogen nach Rio de Janeiro, wo Nussquammer zusammen mit seiner Frau bis zu seinem Tod 2011 eine der erfolgreichsten Samba-Schulen führte.

**«Amot.
Hitler steht vor
der Tür. Ich komme
in die Schweiz.
Ich bin schwanger.
jt miribal»**

Sein Sohn, der gegenwärtig die Samba-Schule führt, hat sich bereit erklärt, die hinterlassenen Papiere seines Vaters, die mit Nienetwil zu tun haben könnten, David J. Krieger zu übergeben. Nach Erhalt dieser Papiere nahm Krieger Kontakt auf mit Simon Meyer und dem Museum Nienetwil, wo

der Nachlass von Arbogast verwaltet wird. An dieser Stelle endet dieser Versuch einer intellektuellen Biografie von A. Nussquammer sen. Da die Aufarbeitung der verschiedenen Zeugnisse nicht abgeschlossen ist und die Suche nach den verlorenen Cahiers de recherches de Nienetwil weitergeht, und weil die nachgelassenen Papiere von Nussquammer jun. noch nicht vollständig vorhanden sind, ist damit zu rechnen, dass diese Skizze von Nussquammers Leben in der Zukunft weiter ergänzt und korrigiert wird.

Einführung in die Nienetwiler Kultur

Amot Nussquammer sen.

1943 stellte Amot Nussquammer sen. in einem Vortrag seine These zur Gesellschaftsform der Nienetwiler-Kultur vor. Es war ein hochbeachteter, wenn auch nicht unumstrittener Vortrag, den er damals im British Museum of London hielt.

Einleitende Worte

Nach dem Tod von Amot Nussquammer jun. (1941–2011) sandte sein Sohn X. M. I. Nussquammer auf die Bitte seines Vaters hin zwei Kisten von Papieren, welche die wissenschaftlichen Arbeiten seines Vaters und auch seines Grossvaters A. Nussquammer sen. (1860–1952) enthielten, an David Krieger, der Studienkollege und Freund von Nussquammer jun. war. Unter diesen Papieren befand sich das Skript einer Vorlesung, die Nussquammer sen. 1943 auf Einladung im Rahmen einer exklusiven Ausstellung in den Räumen der neu eröffneten Geology Galleries des British Museum in London hielt. Aus einer Notiz von Nussquammer wissen wir, dass Aciel Arbogast ebenfalls eingeladen war, aber die Reise durch das kriegserschütterte Europa nicht riskieren konnte. Grossbritannien war natürlich auch vom Krieg betroffen. Trotz der Umstände war es ein Anliegen des «Keeper of the Department», Mr. W. N. Edwards, einen kleinen Bereich der Galleries für die Ausstellung, welche Edwards als «experimental» bezeichnete, zur Verfügung zu stellen. Der Grund, warum Nussquammer, der nur zwei Jahre zuvor in die USA ausgewandert und schon über achtzig Jahre alt war, die Einladung annahm, liegt wohl darin, dass die Ausstellung sich drei neuen Themen widmete, die Nussquammer besonders interessierten. Die Themen waren: 1) Types of Early Man, worin Darstellungen verschiedener Typen des Genus Homo präsentiert wurden, darunter Pekin, Java, Neanderthal, Piltdown, Cro-Magnon und Nienetwil; 2)

Tools and Weapons of Early Man, und 3) eine Ausstellung, die dem Thema «Man the Toolmaker» gewidmet war. Da Arbogast nicht an der Eröffnung dieser Ausstellung teilnehmen konnte und weil er, Nussquammer, der Einzige ausser Arbogast war, der die Forschung zu Nienetwil vertreten konnte, nahm er die Strapazen der Reise auf sich.

Im Rahmen des Anlasses hielten neben Nussquammer auch Kenneth P. Oakley und F. E. Zeuner kurze Referate. Unter dem Titel «Man the Toolmaker» veröffentlichte Oakley einige Jahre nach der Ausstellung 1949 ein Buch, das ihn berühmt machte. Auf Einflüsse von Arbogast und Nussquammer geht er darin nicht ein; inhaltliche Einflüsse sind aber klar ersichtlich. Soweit wir wissen, war die Vorlesung in London der letzte öffentliche Vortrag, den Nussquammer sen. hielt. Kurz nach seiner Rückkehr in die Staaten zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und lehnte alle Einladungen zu Veranstaltungen dieser Art ab. Da es sich bei diesem Vortrag um eine Art Zusammenfassung seines Lebenswerks handelt und weil das Manuskript kurz und übersichtlich die Grundideen über die Nienetwiler Kultur erörtert, haben wir, die Herausgeber, entschieden, diesen Text in redigierter Form zu übersetzen und in dieser Inaugurationsausgabe der neu aufgelegten Cahiers de recherches de Nienetwil zu veröffentlichen.

Als Nussquammers Sohn, Amot Nussquammer jun., die wissenschaftlichen Arbeiten seines Vaters übernahm und fortführte, benutzte er offensichtlich auch das Manuskript als Grundlage für seine Lehrtätigkeit wie auch für diverse Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften. Dies lässt sich aus den vielen Annotationen und Revisionen, die im Text ersichtlich sind, schliessen. Die eigentlichen Verfasser des Manuskripts sind demnach A. Nussquammer sen. und A. Nuss-

quammer jun. gemeinsam. Referenzen im Text zu Entdeckungen, Autoren und Ideen, die erst nach dem Tod von Nussquammer sen. 1952 bekannt geworden sein könnten, geben einen Hinweis auf die Autorschaft von Nussquammer jun., doch sonst gehen die Ideen der beiden Nussquammer bezüglich der Grundstrukturen der Nienetwiler Kultur wenig auseinander.

Es muss in diesem Zusammenhang zudem betont werden, dass Nussquammer sen. in engem Kontakt mit d'Aciel Arbogast stand. Es war ja Arbogast, der die Nienetwiler Kultur entdeckt und deren systematische Erforschung begründet hatte. Der Text reflektiert die enge Zusammenarbeit von Nussquammer und Arbogast über mehrere Jahrzehnte und demnach ist nicht in allen Punkten auf eine alleinige Urheberschaft von Nussquammer zu schliessen. Vor allem die vielen Hinweise auf archäologische Befunde und auf die Nienetwiler Sprache verdankt Nussquammer Arbogast. Nussquammer selbst hat dies schriftlich wie auch mündlich immer wieder betont.

Obwohl die Interpretation der Nienetwiler Kultur, die im Manuskript zum Ausdruck kommt, auf die Zusammenarbeit von Nussquammer und Arbogast zurückgeht, kann nicht behauptet werden, dass die einzelnen Formulierungen, die Sichtweise, die Fragestellungen und spezifische Deutungen der archäologischen Befunde, die im Manuskript vorkommen, Arbogast zuzuschreiben wären. Im Gegenteil: Es ist bekannt, dass Nussquammer und Arbogast oft anderer Meinung waren. Die Differenzen der beiden Wissenschaftler erstreckten sich über die richtige Auslegung und Interpretation vieler Aspekte der Nienetwiler Kultur wie auch den Stellenwert der Nienetwiler Forschung im 19. und 20. Jahrhundert. Diese Differenzen beeinträchtigten jedoch keineswegs die fruchtba-

re und über Jahrzehnte andauernde Zusammenarbeit der beiden bei der Herausgabe der CRN. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass es oft Haricot, der Pariser Verleger der CRN, war, der die Zusammenarbeit der zwei temperamentvollen Wissenschaftler förderte. Sein Beitrag zur Nienetwiler Forschung sei an dieser Stelle ausdrücklich gewürdigt.

Bei der Entscheidung, Auszüge aus diesem Manuskript in redigierter Form in der Neuausgabe der CRN zu publizieren, haben sich die Herausgeber nicht zum Ziel gesetzt, der Fokus auf die individuellen Quellen von Ideen zu setzen, sondern auf die Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen zwischen Nussquammer und Arbogast, die überwiegend unser heutiges Bild von Nienetwil prägen.

Zudem haben die Herausgeber beschlossen, nur Auszüge und nicht das ganze Manuskript einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, da der Zustand des Texts, der viele unklare und zum Teil nur sehr schwer lesbare Annotationen enthält, einer vollumfänglichen Publikation im Weg stehen. Die hier publizierten Auszüge sollen nur das Wesentliche über die Nienetwiler Kultur aus der Sicht von Nussquammer zum Ausdruck bringen und somit als Anregung für eine vertiefte Auseinandersetzung mit Nienetwil dienen. Es ist jedoch vorgesehen, in späteren Ausgaben der CRN weitere Inhalte aus dem Manuskript und anderen relevanten Dokumenten zu veröffentlichen, je nach Stand der redaktionellen Aufarbeitung des Nachlasses von Amot Nussquammer sen.

1. Die Grunderfahrung der Nienetwiler ist die Werkzeugherstellung

«Wenn wir uns alles Stolzes entkleiden könnten, wenn wir uns, um unsere Art zu defi-

nieren, strikt an das halten würden, was Geschichte und Vorgeschichte uns als das konstante Charakteristikum des Menschen und der Intelligenz aufweisen, dann würden wir vielleicht nicht Homo sapiens, sondern Homo faber sagen. Letztlich ist die Intelligenz, im Hinblick darauf betrachtet, was ihre ursprüngliche Vorgehensweise zu sein scheint, die Fähigkeit, künstliche Gegenstände herzustellen, insbesondere Werkzeuge, um Werkzeuge zu machen und deren Herstellung endlos zu variieren.» (*H. Bergson, Schöpferische Evolution 1911, 139*)

«Werkzeuge sind uns nicht einfach leblose Dinge, mit denen wir anderen leblosen Dingen eine Form aufzwingen, sondern sind vielmehr als Vermittler zwischen unserem Lied und dem Lied des Gegenübers zu verstehen.» (*A. Arbogast I., 1897*)

Meine sehr verehrten Damen und Herren. Es ist nicht erstaunlich, dass der Mensch und auch seine Vorfahren Werkzeuge hergestellt haben. Was uns in Staunen versetzen sollte, ist, was die Herstellung und Nutzung von Werkzeugen aussagt über das, was der Mensch ist. Die Herstellung und Nutzung von Werkzeugen ist das, was den Menschen als Menschen auszeichnet. Denn die Herstellung und Nutzung von Werkzeugen kommt in der Vorgeschichte der Menschheit viel früher zum Vorschein als die Sprache. Wenn für Aristoteles der Mensch das Tier war, welches die Sprache hat, dann ist dieses Wesen ein später Nachkomme von den Exemplaren der Gattung Homo, die wir heute in dieser Ausstellung bestaunen dürfen. Schon Hunderte von Tausenden von Jahren vor der Entstehung des Homo sapiens haben unsere Vorfahren Werkzeuge hergestellt und sie haben diese Artefakte in Weisen benutzt, wie es kein Tier je getan hat. Das Werkzeug stellt also dar, was der Mensch zu dem macht und was er in allem, was er tut und auch tun

kann, durch alle Jahrhunderte hindurch bis heute, bestimmt. Aus diesem Grund ist es erstaunlich, dass die Wissenschaft sich so wenig mit dem, was es bedeutet, ein Werkzeug zu erstellen und zu nutzen, auseinandergesetzt hat.

Dies, meine Herren, ist die Aufgabe, die wir uns heute anlässlich dieser Ausstellung widmen. Auch im Namen von Aciel Arbogast, der heute nicht hier sein kann, möchte ich mich beim Keeper of the Departement und dem British Museum bedanken für diese Gelegenheit, Ihnen verehrte Kollegen, von Nienetwil zu berichten.

In der Nienetwiler Kultur geht es beim Werkzeug nicht um das Werkzeug als «Ding», d. h. als Gegenstand, sondern als «Vermittler». Die Nienetwiler hatten, soweit wir wissen, keinen Begriff für Werkzeug in unserem Sinne eines Dinges, also etwas, das von jemanden benutzt wird, um eine Wirkung auf irgendetwas anderes zu übertragen.

Der Hammer zum Beispiel wäre nach Nienetwiler Auffassung nicht ein Ding, das durch bestimmte Handhabung eine Kraft auf ein anderes Ding, sagen wir zum Beispiel einen Nagel, kausal-deterministisch überträgt. Der Hammer «schlägt» den Nagel nicht (nur), sondern der Hammer «erschliesst» bzw. «ermöglicht» dem Nagel, das zu sein, was er ist. Der Nagel existiert nur wegen des Hammers. Wenn es keinen Hammer geben würde, was könnte man mit einem Nagel anfangen? Umgekehrt aber erschliesst der Nagel eine bestimmte Fähigkeit oder Eigenschaft des Hammers, die ohne Nagel nicht existieren würde. Für die Nienetwiler ermöglicht/erschliesst der Hammer den Nagel als Teil einer «Verbindung» bzw. einer «Sammlung» von Mensch-Hammer-Nagel-Holz-Zweck. Der Hammer erschliesst somit den Menschen als «Erbauer» von etwas, den Nagel als Teil des Bebauten, zusammen mit zum Beispiel Holz, und das Bebaute als Teil von dem, was Mensch-Ham-

mer-Nagel-Holz (etc.) tun oder das, «wozu» sie zusammengebracht oder gesammelt sind.

Der Nienetwiler Begriff von Werkzeug heisst gemäss der Sprachforschung von Arbogast und Miribal Ciséan über die Alaju-Sprache, also die Sprache der Nienetwiler, *medh*, was so viel bedeutet wie «in der Mitte zusammenkommen, vermitteln».

Nach heutiger Kenntnis ist *medh* ein Schlüsselwort der Skandi-Kultur, da es das Vermitteln zwischen Menschen und Nichtmenschen, insbesondere im Gebrauch von Werkzeugen und dem damit verbundenen Sammeln von Seins- und Zweckmöglichkeiten, ausdrückt.

Also, meine Herren, wenn wir von Werkzeugen sprechen, die in der Vorgeschichte der Menschheit entstanden sind, reden wir von so etwas wie einem «Vermittler einer Sammlung» und wir sollten uns strengstens davor hüten, die uns heute geläufige Deutung von Werkzeugen als blosses Mittel zum Zweck zu eigen zu machen.

Die Nienetwiler Erfahrung von Werkzeugen als «Vermittler» ist sehr wichtig für das Verständnis der Nienetwiler Kultur. Der Hand – gleichsam als Werkzeug des menschlichen Körpers, das «greift» und «sammelt» – wird besondere Bedeutung beigemessen. In der Nienetwiler Sprache Alaju ist die Wortfamilie *gadho*, *gauma*, *guma* (sammeln, verbinden, Ort des Gesammelten, Versammlung), aber auch *helaran* (vermitteln) sehr wichtig. Zudem wurde die Tätigkeit des Sammelns als Haupttätigkeit aller Handhabung von Werkzeugen und zum Grundvollzug des Lebens bzw. der Existenz für die Nienetwiler gedeutet. Ihr Menschenbild ist demnach grundverschieden von dem Menschenbild der heutigen Gesellschaft, worin der Mensch

Ihr Menschenbild ist demnach grundverschieden von dem Menschenbild der heutigen Gesellschaft, worin der Mensch als autonomes, rationales Subjekt verstanden wird.

als autonomes, rationales Subjekt verstanden wird. Nicht die Vernunft, wie für die Griechen, oder das Herz, wie für das Christentum, bilden das ab, was den Menschen auszeichnet, sondern die Hand.

Diese Deutung der Nienetwiler Kultur beruht zum Teil auf archäologischen Befunden, die vor allem von A. Arbogast über Jahrzehnte entdeckt wurden. Darunter sind verschiedene Darstellungen der Hand. Diese Darstellungen suggerieren nicht nur, dass die Hand eine besondere Bedeutung für die Nienetwiler hatte, sondern auch eine Kontinuität mit ähnlichen Handdarstellungen der altsteinzeitlichen Höhlenmalerei, die in Spanien und anderen Orten der Welt entdeckt wurden. Es ist den Nienetwilern zu verdanken, dass die Hand als älteste bekannte Darstellung des Menschen gilt.

2. Symmetrie von Menschen und Nicht-Menschen

Für die Nienetwiler gab es keine prinzipielle Unterscheidung zwischen Menschen und Nichtmenschen bezüglich Handlungsfähigkeit. Denn alle, welche sich an einer Sammlung beteiligen, zum Beispiel Hand, Hammer, Nagel, Holz etc., «wirken» nicht nur aufeinander, sondern «erschliessen» einander und nehmen demnach aktiv und gleichberechtigt am Sammeln teil. Dinge, wie zum Beispiel Steine, wurden als gleichberechtigte Mitglieder einer Sammlung betrachtet. Dies impliziert eine «symmetrische» Weltsicht, d. h. eine Weltsicht ohne Hierarchien. Es herrscht zwischen Menschen und Nichtmenschen (z. B. Steine, Holz, Wasser etc.) eine Symmetrie in Bezug auf Vermittlungsfähigkeit, denn «handeln» bedeutet für die Nienetwiler immer «vermit-

«teln». Da alles, was ist, ist, indem es vermitteln kann und vermittelt wird bzw. sammeln kann und gesammelt wird, lässt sich das Sein für die Nienetwiler nicht als abstraktes Vorhandensein erleben, sondern als partizipatives Teilnehmen. Was existiert für die Nienetwiler, ist das, was wirkt, das etwas tut, das eine «Stimme» erhebt, um zu sagen, was es tun kann und wozu es gebraucht werden kann. Man könnte sogar sagen, dass die ganze Welt für die Nienetwiler «be-seelt» ist, aber diese oft wiederholte Eigenschaft traditionaler Völker ist insofern irreführend, als man kaum eine vorgeformte Idee von dem, was eine «Seele» ist, vermeiden kann. Es ist also besser, von «Symmetrie» zwischen Menschen und Nichtmenschen zu sprechen als von «Animismus».

Diese symmetrische Sicht der Welt hat Folgen darauf, wie die Nienetwiler Werkzeuge und Dinge erlebten. Für die Nienetwiler ist das Werkzeug nicht unter dem üblichen Begriff «Technologie» zu verstehen, da seit den alten Griechen ein Artefakt, wie zum Beispiel schon bei Aristoteles, ein Ding ist, das nicht von sich selbst her stammt, sondern von einem anderen. Aus der Sicht der Nienetwiler gibt es keine prinzipiellen Unterschiede zwischen Menschen und Dingen bezüglich ihrer Fähigkeiten, «Akteure» zu sein. Ein Akteur ist etwas, das eine «Stimme» hat und fähig ist, mit anderen Dingen und mit Menschen Verbindungen einzugehen. Werkzeuge, da sie nicht «Tools» im üblichen Sinne sind, werden eher als «Mediatoren» verstanden. Dies ist leider wieder eine irreführende Übersetzung des ursprünglichen Nienetwiler Begriffs. Die «Aufgabe» oder «Fähigkeit» aller Dinge und Menschen ist es, Verbindungen herzustellen, d. h. zu «vermitteln». Vermitteln kann auch als «Mediation» übersetzt

Es ist also besser, von «Symmetrie» zwischen Menschen und Nichtmenschen zu sprechen als von «Animismus».

werden. Ein Vermittler ist auch ein Mediator. Das heutige Interesse an der Nienetwiler Kultur kann darauf zurückgeführt werden, dass viele Nienetwiler Erfahrungen und Ideen in der heutigen Welt nach langem Überdecktsein und Vergessenheit wieder Bedeutung erlangen. Ein Beispiel zeigt das wachsende Interesse an nicht-hierarchischen Formen des kooperativen Handelns wie die verschiedenen kommunal ausgerichteten Entwürfe einer gerechten Gesellschaft, die immer wieder den Menschen inspirieren und die Machtmissbrauch als typisch bei hierarchischen Gesellschaftsformen erachten. Die symmetrische Weltsicht der Nienetwiler hat also Folgen für ihre Gesellschaftsform. Sie lebten in eher kleinen Gruppen mit vielleicht nicht mehr als dreissig Personen und waren nicht in der Lage, Militärstrukturen aufzubauen oder grosse Bauwerke zu errichten.

3. Alles ist mit allem verbunden

Aufgrund der symmetrischen Weltsicht der Nienetwiler kann deren Weltdeutung auch so ausgedrückt werden: Alles ist (oder könnte) mit allem anderen verbunden werden. Dies bedeutet, dass das «Sammeln» keine prinzipiellen (wohl aber praktischen!) Grenzen kennt und somit sind alle gegenwärtigen und vergangenen Sammlungen als «provisorisch» zu verstehen. Es gibt demnach für die Nienetwiler keine absolute Wahrheit, da jede Wahrheit nur eine provisorische Sammlung zum Ausdruck bringt. Diese Weltdeutung hängt eng zusammen mit ihrer Ablehnung von Hierarchien, die bekanntlich auf absoluten Wahrheitsbestimmungen, seien diese von Gott her oder von seinem Vertreter auf Erden, beruhen.

Die Frage stellt sich, was diese Weltsicht für

die Nienetwiler Wirtschaft bedeutet. Die Nienetwiler Wirtschaft ist wenig erforscht, da die wenigen Befunde, die bis heute entdeckt worden sind, oft mehrdeutig oder gar obskur sind. Die Begriffe in der Nienetwiler Sprache, welche auf Produktion, Handel, Tausch, Markt und andere Tätigkeiten hindeuten, die wir heute unter dem Begriff «Wirtschaft» subsumieren, könnten viel eher als «Vermehrung» übersetzt werden. Der Begriff der «Vermehrung» bezieht sich zunächst auf erfolgreiches Sammeln. Sammeln, als Grundtätigkeit des Lebensvollzugs, führt zwangsläufig zur Vermehrung oder zur Erweiterung von Sammlungen. Vermehrung aber enthält keinen direkten Hinweis auf das, was sonst aus der Kulturgeschichte unter «Tausch» verstanden wird. Die Idee des Marktes scheint den Nienetwilern fremd zu sein, da Vermehrung nicht als Tausch verstanden wird. Da alles miteinander (im Prinzip!) verbunden ist, gab es aus Sicht der Nienetwiler möglicherweise keinen Gewinn oder Verlust bzw. das Sammeln führte nicht zu einer «Anhäufung» irgendwelcher Art. Auch wenn Dinge die Hände wechselten, was sicher der Fall war, blieben sie als Mitglieder der Versammlung im «Kollektiven», was den Nienetwiler Begriff von Gemeinschaft wiedergibt. Die Nienetwiler regelten ihr Zusammenleben in und durch eine «Versammlung», in der alle Beteiligten, inklusive Nicht-Menschen, eine «Stimme» hatten. Es wird vermutet, dass die Nienetwiler den Begriff des Eigentums nicht kannten und dass das «Verfügen über etwas», zum Beispiel Werkzeuge, eher als «Verantwortung» verstanden werden muss denn als «Besitz». Da die Nienetwiler moralische Vorschriften nicht kannten, sondern nur «Faustregeln» oder «Daumenregeln», wären ihre Handelsbeziehungen eher als praktische Vereinbarungen über das jeweilige Verfügen über Ressourcen zu verstehen. Wie immer man die Wirtschaft der Nienetwiler interpretiert: Man muss die Tatsache berücksichti-

gen, dass alle Entscheidungen betreffend das Kollektive unter den heute kaum vorstellbaren zeitlichen und räumlichen Beschränkungen der Versammlung stattfinden mussten. Nur kleine Gruppen können in gleichberechtigter Kommunikation effizient Entscheidungen treffen. Grössere Gruppen brauchen viel Platz und viel Zeit, damit alle etwas sagen können und ein Konsens erreicht werden kann.

4. Die Nienetwiler betrachteten ihr Zusammenleben und ihre Gesellschaft als «Sammlung»

Die Weltdeutung und demnach die Gesellschaftsordnung der Nienetwiler ist auf etwas begründet, das sich in unseren Sprachen nicht genau übersetzen lässt, das aber als «Verhandlung» verstanden werden kann. Da es in der Nienetwiler Kultur keinen Schöpfergott, König oder Herrscher gibt, wurden alle Entscheidungen, die das Zusammenleben der Nienetwiler betreffen, durch Verhandlungen geregelt. Die Verhandlungen fanden im Rahmen einer «Versammlung» statt. Alle Menschen und Nichtmenschen waren symmetrisch beteiligt an der Versammlung. Alle hatte eine «Stimme». In der Versammlung wurde entschieden, wie sie jeweils miteinander verbunden sein können. Die Versammlung regelte das Sammeln durch Verhandlungen. Die Entscheidungen der Versammlung galten als immer revidierbar und provisorisch, da immer mehr bisher unbekannte Teilnehmer (Menschen und Nichtmenschen) auftauchen könnten. Die wichtigste «politische», aber auch «wirtschaftliche» Handlung der Nienetwiler wird als «Sammeln» verstanden. Sammeln betrifft alles, was es gibt. Die jeweilige «Sammlung» der Menschen und Nichtmenschen wird das «Kollektive» bezeichnet. Es sollte betont werden, dass der Begriff des «Sammelns», mit dem wir ver-

suchen, die Nienetwiler Lebenserfahrung wiederzugeben, nicht zu verwechseln ist mit dem bekannten Begriff des Sammelns, der benutzt wird, um die sogenannten Jäger- und Sammler-Gesellschaften zu bezeichnen. Für die Nienetwiler war die Jagd auch ein Sammeln. Sammeln ist der Oberbegriff für alles, was ein Nienetwiler tun kann. Dies impliziert, dass das Sammeln entweder «gut» oder «schlecht» sein könnte: Entweder führt das Sammeln zu Vermehrung oder zu Minde- rung.

5. Fürsprecher oder Befrager

Die Dinge bzw. Nichtmenschen werden in der Versammlung durch das, was nur ungenau als «Fürsprecher» oder «Befrager» wiedergegeben werden kann, vertreten. Die Aufgabe der Fürsprecher/Befrager ist es, die Nichtmenschen so zu befragen, dass sie ihre Stimme in die Versammlung einbringen und somit an den Verhandlungen teilnehmen können. Es muss aber betont werden, dass die Fürsprecher/Befrager ausdrücklich nicht als «Repräsentanten» zu verstehen sind. Dies, weil sie die Dinge selber zum Sprechen bringen sollen und nicht für sie reden dürfen. Der heutige Begriff des Repräsentanten stammt aus der Unmöglichkeit, bei grösseren Menschenansammlungen jeden sprechen zu lassen. Die sogenannte «repräsentative Demokratie» entsteht dann, wenn ein Volk zu zahlreich ist, um selbst mitzureden, und deswegen andere für das Volk sprechen. Die Repräsentanten, wie wir diesen Begriff heute verstehen, vertreten Parteien und nicht das Volk (wovon sie eigentlich nichts wissen).

Die Methode, welche die Fürsprecher oder Befrager benutzten, um die Dinge reden zu lassen, war vor allem die Werkzeugkonstruktion. Wenn wir ein bekanntes Beispiel nehmen, dann könnte man behaupten, dass das Fernrohr von Galileo so ein Werkzeug war.

Die Idee eines Instruments, das die Dinge für sich sprechen lässt und somit die Dinge nicht durch das Wort Gottes und die Aussagen von Autoritäten deutete, war zur Zeit Galileos nicht bekannt. Eine solche Idee aber ist tief verwurzelt in der Nienetwiler Kultur. Also lässt sich vermuten, dass das Fernrohr nur möglich war aufgrund des Weiterlebens von Nienetwiler Gedankengut im europäischen Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit. Aus verschiedenen Befunden kann man vermuten, dass es schon sehr früh in der Entwicklung der Nienetwiler Kultur einen «Fürsprecher» oder «Befrager» gab für jede Art von Ding, zum Beispiel für Steine, für Holz, für Berge, für Wasser, für Luft, für Tiere, für Pflanzen, für ganz grosse Dinge wie den Himmel (hier wäre Galileo ein Beispiel) und für ganz kleine Dinge, die man nicht sehen kann. Die prinzipielle Offenheit für Vermittler, welche die Nienetwiler Kultur charakterisiert, bedeutet, dass jederzeit etwas Neues und Unerwartetes auftauchen und für sich einen Fürsprecher verlangen kann. Es war die Aufgabe der Nienetwiler, als Sammler immer auf der Suche nach Verbindungen zu sein und somit immer neue Werkzeuge zu finden, die auch stets mehr Nichtmenschen sprechen liessen. Dies war die Grundidee der «Vermehrung», die ihren Lebenssinn bestimmte. Es war auch der Grund, warum die Nienetwiler Kultur derart konservativ war, denn das Sammeln ist ein sehr langsamer Prozess und jeder Versammlung konnte nur relativ kurze Zeit dauern, damit sich alle auch anderen Aufgaben widmen konnten.

6. Das schöpferische Sein

In der Nienetwiler Sprache gibt es kein Wort für «Arbeit» im Sinne einer auf Entlohnung beruhenden Tätigkeit. Das Nienetwiler Wort *scandi* steht einerseits für «Hand», andererseits aber auch für eine schöpferische Tätigkeit,

und auch «singen», «klingen» und «verhandeln» werden mit *scandi* bezeichnet. All diese Tätigkeiten bedeuten für die Nienetwiler dasselbe. Es wird nicht unterschieden zwischen Arbeit, Politik, Wirtschaft etc.

Es handelt sich bei allen Tätigkeiten der Nienetwiler um schöpferische Tätigkeiten, die man in der Kunst, aber auch im Handwerk oder in anderen Tätigkeiten (die Nienetwiler machen diesbezüglich keinen Unterschied) erlebt. Solche Handlungen dienen ihrer Meinung nach dem Zweck, etwas zum Leben zu bringen, zwischen etwas so zu vermitteln, dass hernach mehr an Sein, an Erfahrung und Fertigkeit zum Vorschein kommt. Das oben erwähnte Wort *scandi*, das wie gesagt für diese Art der Tätigkeit steht, trägt daher nicht von ungefähr die beiden Wörter «Hand» und «Cantus» («Singen») in sich.

7. «Simulation» bzw. «verstecktes Mitmachen» bzw. «unauffälliges Einmischen»

Die Ablehnung von Hierarchie und das Schaffen von Ordnung durch das Verhandeln in der Versammlung bzw. durch das Sammeln nach «Faustregeln» führte notwendigerweise dazu, dass die Nienetwiler Siedlungen relativ klein blieben, da, wenn viele sich versammelten, nicht alle reden konnten und es nie zu einer Entscheidung gekommen wäre. Kommt hinzu, dass die Regel, wonach alle sprechen durften und sollten, dazu führte, dass die Nienetwiler Kultur sich sehr langsam entwickelte, da es oft sehr schwierig war, die geeigneten Mediatoren oder Werkzeuge zu (er-)finden, die es Nichtmenschen erlaubten, zu sprechen. Also blieb es den Nienetwilern vorenthalten, grössere Kollektive zu bilden. Sie waren demnach nicht in der Lage, sich militärisch zu organisieren und durch Eroberungen oder Raubzüge andere Kollektive zu unterwerfen. Während die Erfindung

der Hierarchie dazu führte, dass einige Kollektive die Nienetwiler Kultur verliessen und Grossreiche bildeten, welche – wie wir ja wissen – den uns bekannten Lauf der Geschichte bestimmten, blieben die Nienetwiler sehr konservativ bzw. langsam bei der Annahme neuer Lebensformen. Die Nienetwiler beteiligten sich nicht an Eroberungen, Grossbauprojekten etc., welche die Unterwerfung von Massen an Menschen verlangten. Dies beeinflusste die Beziehungen der Nienetwiler zu anderen Völkern bzw. Kulturen, und zwar so, dass die Nienetwiler sich zurückzogen aus den «historisch bedeutsamen» Machenschaften der hierarchisch organisierten Grossreiche. Die Nienetwiler entwickelten eine Überlebensstrategie der «Simulation» bzw. des «versteckten Mitmachens» oder das, was man «unauffälliges Einmischen» in die Grosskulturen nennen könnte. Dies erklärt, warum die Archäologie der Nienetwiler vor grossen Problemen steht, da man ihre Kultur überwiegend nur versteckt, vergessen oder verstellt in den grossen Kulturen der Menschheitsgeschichte finden kann. In einer gewissen Art und Weise muss man sagen, dass wir alle Nienetwiler sind, nur ist diese unsere Herkunft überlagert worden durch Jahrtausende von dem, was wir als «Geschichte» betrachten. Aber, wie gesagt, meine Herren, Herkunft ist Zukunft. Wir können viel von den Nienetwilern über uns selbst lernen. In diesen Zeiten, die durch Krieg und Chaos bestimmt sind, könnten die Nienetwiler uns den Weg zeigen in eine andere und bessere Zukunft. Dies, meine Herren, ist die Vision, die uns die Vergangenheit bereithält. Wer sich ohne Vision mit der Vergangenheit befasst, sieht nicht, was die Tatsachen bedeuten.

Ich bedanke mich für diese Gelegenheit, vor Ihnen, verehrte Kollegen, im Namen von Nienetwil gesprochen haben zu dürfen.

Briefverkehr zweier Freunde und Streithähne

Amot Nussquammer sen. und d'Aciel Arbogast I.

Der im Folgenden abgedruckte Briefverkehr zeigt deutlicher als die meisten anderen die teils tiefe Kluft zwischen Amot Nussquammer sen. und d'Aciel Arbogast I. Er soll hier daher exemplarisch für andere streitlustig geführte Debatten zwischen den beiden Nienetwil-Forschenden abgedruckt werden. Zudem erklärt er recht deutlich Arbogasts Weltbild und klärt, wenigstens ein Stück weit, die Zusammenhänge zwischen der Nienetwiler Kultur, den Skandaj und dem, was heute «Nienetwil» genannt wird, nämlich eine Weltanschauung.

Datum des Briefes unbekannt, wahrscheinlich, so lässt jedenfalls der Antwortbrief von d'Aciel Arbogast vermuten, in der zweiten Hälfte 1951

Verehrter Arbogast

Hören Sie endlich auf, so zu tun, als ob Sie etwas Besonderes seien. Natürlich sind Sie Nienetwiler. Aber wir sind alle Nienetwiler! Nienetwil ist unser aller gemeinsame Herkunft. Wenn nur Sie Nienetwiler wären, oder Ihre Gruppe, die sich geheimnisvoll hinter geschlossenen Türen trifft und eine eigene Sprache spricht, dann ist Nienetwil eben nicht «nienet», sondern dort, wo Sie und Ihre Gruppe sind. Nienetwil, das habe ich immer gesagt, ist überall und nicht nur bei Ihnen. Ich wäre Ihnen dementsprechend dankbar, wenn Sie meine Frau – ich weiss, dass Sie auch Ihre Tochter ist – aus dieser Geheimniskrämerei auslassen. Ich bitte, wenn nicht um Ihre eigene Seelenruhe, dann wenigstens unserem Familienfrieden zuliebe, Ihre esoterischen Impulse in Bande zu halten. Miri, wie Sie sehr wohl wissen, ist eine sensible Natur, die sich schnell für die verrücktesten Ideen begeistert. Jetzt redet sie nur noch von Cybernetik, eine neue Wissenschaft, die angeblich irgendwelchen elektro-

nischen Maschinen das Denken beibringen will. Unsinn! Also kommen Sie bitte auf den Boden und richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf das, was uns allen gehört, auf das, was wir gemeinsam sind, und nicht auf das, was uns unterscheidet.

Ihr Nussquammer

Abschrift Krieger, 4.8.2020 (Das Originaldokument findet sich im Nachlass Nussquammer)

Antwortbrief des d'Aciel Arbogast I., 14. September 1951 (Signatur: MUNI.N.USA.1.3.56). Das Original dieser Abschrift befindet sich im Archiv des Museum Nienetwil.

Amot, alter Freund

Dein Brief hat mich erreicht.

Ich hoffe, Amerika gefällt Dir noch. Miribal hat mir mitgeteilt, dass es Dir schlecht geht. Das tut mir leid. Ich hoffe, Du alter Knacker machst jetzt nicht den Drehdichum? Würde Dir so passen, mich ebenso alten Knacker hier alleine zurückzulassen! Das hast Du ja schon mal gemacht und bist zu den Amerikanern geflohen. Ha, das hat sich jetzt gerächt, und Du hast Miribal geradewegs zu den Kybernetikern geführt. Miribal hat mir geschrieben, dass sie am Macy-Kongress als Übersetzerin tätig war. Die richtige Gesellschaft für sie. Julien Bigelow hat sie ja bereits von dessen Besuch her in Paris bei uns gekannt. Und den alten Janos Neumann ebenfalls. Und sie hat Dir also wirklich den Norbert Wiener mit nach Hause gebracht? Wenn meine Knochen nicht brechen würden, würde ich mich schütteln vor Lachen. Der war sicher unerträglich für Dich, oder nicht? Mit

Sicherheit bin nur ich noch arroganter und esoterischer als der! Mein Freund – ich mache mich lustig über Dich. Lass Miribal die Sachen machen, es ist gut und wichtig für sie.

Nun zu Deinem Brief.

Nach all den Jahren hast Du es noch immer nicht verstanden?

Nienetwiler sind nicht Nienetwiler. Nienetwil ist eine Weltanschauung, es ist unsere Art zu denken und zu fühlen und zu handeln. Eine Weltanschauung, die wir mit Hunderttausenden anderen Menschen oder mehr teilen, ob sie nun Skandaj sind oder nicht. Menschen, die überall auf dieser Welt leben. Das war immer Dein grosses Missverständnis, dass Du davon ausgegangen bist, dass wenn ich Nienetwiler sage, uns Skandaj meine. Aber dem ist nicht so, und Miribal hat das verstanden. Die Skandaj sind ein Volk. Ein Volksstamm oder eine Population des Homo sapiens, wenn Du so willst. Aber wir sind alle dieselben und teilen alle dasselbe Blut. Was wir nicht teilen, ist der Hang zu Macht, zur Anhäufung von Dingen, zur Ausbeutung, egal ob Mensch oder Nichtmensch. Und das ist der Grund, weshalb wir uns abgeschottet haben: weil wir unsere Art zu denken nicht opfern wollen.

Du greifst unsere Sprache an, doch hast Du sie nie studiert. Hättest Du es getan, dann wäre Dir klar geworden, dass uns die Sprache nicht teilt, sondern im Gegenteil verbindet. Denn Alaju ist eine Sprache, die mit absolut jeder Sprache auf dieser Welt verwandt ist. In jeder Sprache gibt es Alaju, und Alaju ist voll von Wörtern aus aller Welt. Apache, Keltisch, Griechisch, Soto, Chinesisch, Baskisch, Uigurisch, Finnisch, Türkisch, Deutsch, Ainu, Baskisch oder welche Sprache dir immer in den Sinn kommt. Jedes Wort, das wir aussprechen, erinnert uns an die Kultur und die Geschichten des Volkes, von dem es stammt. Es verbindet uns miteinander wie eine un-

sichtbare Schnur. Der Grund, weshalb wir sie bewahren, ist nicht der, dass wir uns absondern, sondern der, dass wir den Kulturen, die sie hervorgebracht haben, unseren Respekt erweisen und uns an ihre Geschichten erinnern wollen.

Und Alaju hat mit Nienetwil insofern zu tun, als dass es ein Spiegel unserer Kultur ist. Unserer und der Kulturen der ganzen Welt.

Und was meinst Du mit esoterischen Impulsen? Bloss weil ich nicht so akademisch daherrede, wie sie es Dir bei den Jesuiten und an der Universität beigebracht haben, heisst das nicht, dass ich esoterisch bin. Ich, und ich meine ich alleine, habe eine bestimmte Art und Weise, die Welt zu sehen, und singe mein Lied auf diese Weise. Andere Skandaj haben eine andere Art, ihr Lied zu singen. Andere Menschen haben andere Arten, um auszudrücken, was sie sagen wollen.

Seit siebzig Jahren streiten wir uns deswegen und ich bin sicher, wir würden noch weiter streiten, wenn wir noch lange leben würden. Aber hat das unsere Forschung und Arbeit nicht bereichert? Dass wir die Welt so verschieden sehen und so viele verschiedene Arten haben, etwas zu sagen und doch dasselbe, wenn auch nicht das Gleiche, zu meinen?

Du hast in Deinem Brief geschrieben: «Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf das, was uns allen gehört, auf das, was wir gemeinsam haben, nicht auf das, was uns unterscheidet.» Amot. Du bist es, der trennt, denn erstens: Uns gehört überhaupt nichts. Hat es nie und wird es nie. Sei es eine Sprache, eine Kultur, eine Weltanschauung, eine These oder Geld. Nichts davon gehört uns. Zweitens, was meinst Du mit «uns unterscheidet»? Wer von wem unterscheidet? Gehörst Du zu einem Wir? Oder ich? Ist es in Ordnung, wenn Du Dich als Deutschen, Spanier oder nun Ame-

Briefverkehr zweier Freunde und Streithähne

rikaner bezeichnest, ich mich aber nicht als Skandaj bezeichnen darf? Heisst das, dass Du glaubst, dass es ein Wir gibt? Die Skandaj definieren sich weder durch Rasse noch Staatsangehörigkeit, und schon gar nicht durch Hautfarbe. Wir definieren uns über einen klitzekleinen Teil unserer Kultur, nämlich die Art, die Dinge zu sehen. Tust Du das nicht? Siehst Du nicht Dinge nach Jesuitenart?

Du meinst also, ich sollte das in den Vordergrund stellen, was wir Menschen gemeinsam haben. Nun, was soll das sein, frage ich Dich? Welche Menschen meinst Du damit (da es ja offenbar ein Wir und ein Nichtwir gibt)? Wir studieren die Menschen, seit es sie gibt. Es gibt nichts, was allen gemeinsam wäre. Nur Aspekte. Manche haben dies, andere jenes gemeinsam. Ich kann nicht erkennen, was allen Menschen gemeinsam sein sollte, und wir sollten auch nicht so tun, als wäre das so. Vielmehr sollten wir das, was uns unterscheidet, als eine Möglichkeit, ein Potenzial sehen. Wenn überhaupt, dann ist das, was alle Menschen gemeinsam haben, das, dass sie alle verschieden sind.

Ich hoffe, Du hast nicht vergessen, dass Theodor Litt seine Idee der Reziprozität der Perspektive wie eine unreife Frucht zu uns ins Scheherazade getragen hat und sie erst dort zusammen mit uns weiterentwickelt hat.

Lieber Amot. Ich fürchte, wir werden uns niemals wiedersehen. Du bist alt und ich bin auch alt. Fast unser ganzes Leben waren wir verbunden. Ich danke Dir für die Jahre, die Du mit mir zusammen geforscht hast. Auch für die Streitereien und für Deinen jesuitischen Dickkopf! Und verflixt noch mal, hör endlich auf, mich zu siezen!

Grüsse Miribal von mir und gib auf Dich acht.

In Freundschaft
Aciel



Porträt von Amot Nussquammer sen., gemalt 1939 von d'Aciel Arbogast II.

Das Bild passt in diesen Zusammenhang und zeigt, wie kontrastreich und hart Arbogast seinen Freund Amot gesehen hat.

Was Nussquammer zu dem Bild gemeint hat, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich hat er Arbogast zum wiederholten Mal aufgefordert, endlich Malunterricht zu nehmen. Das Originalgemälde ist bis heute verschollen.

Digitalisat: MUNI.CH.N.1.4.10

Ursprung der Nienetwiler Kultur

Nomis Arbogast und Simon Meyer

Der Homo nienetwilensis hat sich aus dem Homo erectus entwickelt und aus ihm wiederum der Homo sapiens. Da die beiden Populationen stets engste Kontakte pflegten, sind sie heute genetisch nicht voneinander zu unterscheiden. Ein Unterschied, und allerdings ein bedeutender, besteht lediglich in ihrer Kultur.

Beim Homo nienetwilensis handelt es sich um eine Population der Gattung Homo. Sie hat sich, so der Stand der Forschung heute, wie zuvor der Denisova-Mensch und der Homo neanderthalensis aus dem Homo erectus entwickelt. Die Abspaltung des Nienetwilensis geschah vor ca. 550'000 Jahren, und aus ihm entwickelte sich der moderne Mensch, der Homo sapiens.

Mit Beginn der Riss-Kaltzeit vor ca. 300'000 Jahren bildete sich das heraus, was wir heute als Nienetwiler Kultur bezeichnen. Es wird vermutet, dass hauptsächlich klimatische Veränderungen die Ursache dafür waren, dass sich Nienetwilensis und archaischer Sapiens geografisch trennten.

Diese Trennung war nicht komplett, denn der Homo nienetwilensis zeichnete sich insbesondere durch seine ausgeprägten Wanderbewegungen aus – die Symbole, die Nienetwilensis-Populationen im gesamten besiedelten Raum der Welt hinterliessen (es sind Zehntausende), sind beredte Zeugen davon. Diese Wanderungen einzelner Nienetwilensis-Gruppen von und zu Siedlungsgebieten anderer Nienetwilensis-Gruppen führten zwangsläufig auch zu Kontakten zu anderen Populationen wie etwa Denisova oder Neandertalern und vor allem natürlich archaischen Sapiens.

Mit dem Ende der Riss-Kaltzeit ist eine starke Zunahme der Kontakte zwischen den Nienetwilensis und den Sapiens-Populationen zu beobachten. Dies wohl auch aufgrund der stark anwachsenden Besiedlung des europäischen Kontinents, der nach dem Beginn der

Eem-Warmzeit wieder eisfrei wurde. Auf dem afrikanischen Kontinent waren diese Kontakte stets stärker gewesen und auch die Kultur der beiden genetisch gleichen Populationen war sich sehr ähnlich. Man geht heute davon aus, dass es die grossen Wanderbewegungen und der dadurch zustande gekommene Kontakt zu weiteren Nienetwilensis-Gruppen sowie anderen Populationen gewesen sind, welche die Nienetwiler Kultur eine in vielen Belangen andere Richtung einschlagen liess. Die Symbole beginnen sich in der Nienetwiler Kultur von Südafrika bis in den hohen Norden anzugleichen, was definitiv beweist, dass es offenbar einen Wissensaustausch gegeben hat. Dieser Austausch fand aber nicht nur innerhalb der Nienetwiler Kultur statt. Es ist zu beobachten, dass verschiedene kulturelle Leistungen mit allen Gruppen geteilt wurden.

Zu Beginn der Würm-Kaltzeit vor ca. 120'000 Jahren trennten sich die Wege auf dem europäischen Kontinent wieder. Der Homo sapiens war grösstenteils auf den afrikanischen Kontinent zurückgekehrt und hatte die Gebiete wieder den Denisova, Neandertalern und den Nienetwilensis überlassen. Doch auch in dieser Zeit blieben die Kontakte aufgrund der stets gleichen Wanderbewegungen immer bestehen.

Bei der Ausbreitung des Homo sapiens in Richtung Osten vor ca. 100'000 Jahren folgte dieser – wie zahlreiche Funde belegen – nicht nur den Siedlungsplätzen der Denisova-Menschen, sondern und vor allem auch denen der Nienetwiler Kultur.

Jungsteinzeit bis Antike – die Skandaj

Die Wanderbewegungen der Nienetwilensis und der Austausch mit anderen Gruppen derselben Kultur sowie Gruppen des Sapiens verhinderten ein Grösserwerden der eigenen Gruppen. Sie wollten offensichtlich agil blei-

ben, und so kann man davon ausgehen, dass sich die Gruppen aus kaum mehr als zwanzig oder dreissig Individuen zusammensetzten. Demgegenüber begann der moderne Mensch, sich niederzulassen. Dies ermöglichte ihm den Anbau von Nahrungsmitteln und die Domestizierung von Tieren. Innerhalb dieser Sapiens-Gruppen entstand jedoch auch ein Wettstreit um Jagdreviere, Siedlungsplätze usw. mit anderen Gruppen.

In der Nienetwiler Kultur kannte man feste Siedlungen seit vor gut 300'000 Jahren. Sie dienten aber nicht dem dauerhaften Aufenthalt, sondern einerseits als Lager im Winter, andererseits waren es Plätze für Begegnungen mit anderen wandernden Gruppen. An diesen Stellen, später *garth* genannt, wurde Wissen ausgetauscht und es wurden wohl auch sexuelle Verbindungen eingegangen. Es gab jedoch, im Gegensatz zu den «Siedler-Menschen», keinen Druck bezüglich Jagdreviere usw. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sich, wie dies in vielen nomadischen Kulturen zu sehen ist, klare Übereinkünfte herausbildeten, die verhinderten, «dass man sich gegenseitig auf die Füsse stand».

Die Angehörigen der Nienetwiler Kultur bildeten neben einer Sprache auch lange vor den meisten anderen Kulturen eine Symbolschrift heraus, die es ihnen erlaubte – meist an Steinen –, Nachrichten für andere Gruppen zu hinterlassen. Eine auf ca. 14'000 Jahre v.u.Z. datierte alte Steinstele zeigt eine Hand mit ausgestreckten Fingern, das Symbol eines Hügels und eines Weges, und daneben das Symbol der «zwei Messer», welches als «Vorsicht, kriegerische Gruppe» überliefert ist. Man geht daher davon aus, dass sich die ab dieser Zeit festzustellende Tendenz, den «Sesshaften-Siedlungen» aus dem Weg zu gehen, auf deren ansteigenden kriegerischen Willen zurückzuführen ist.

Die «Skandaj», wie sie sich ab ca. 7000 v.u.Z. selber nennen, weichen dem Kontakt mit den «Sesshaften» nun aus und legen in den abgechiedenen, überall auf der Welt noch existierenden Urwäldern neue Winterlager und *medan* (Versammlungsplätze) an.

Da wegen des zunehmenden Siedlungsdrucks eine freie Jagd- und Sammeltätigkeit immer schwieriger wurde, ist ab dem 2. Jahrtausend v.u.Z. noch einmal ein deutlicher Rückzug auszumachen. Zudem beginnen die Skandaj, vermehrt ihr Wissen, insbesondere im Handwerk, den «Sesshaften» im Tausch gegen Notwendiges anzubieten.

Ihre hohe handwerkliche Geschicklichkeit und ihr technisches und sprachliches Wissen brachte ihnen bei den Griechen der Antike die anerkennend gemeinte Bezeichnung «*technē*» oder «*tekoi*» (Handwerker) ein.

Mit der Ausbreitung der Grossreiche begann der Niedergang der Nienetwiler Kultur, wie sie bis dahin Bestand gehabt hatte. In vielen Gebieten der Welt, die noch kaum besiedelt waren und mit deren «Einheimischen» (die man durch die Wandertätigkeit und den Austausch ja seit Jahrtausenden und Jahrhunderten kannte) sie gute Kontakte pflegten, konnten sich verschiedene Skandaj-Gruppen in kleinen Siedlungen niederlassen, die sie, soweit möglich, nur im Sommer bewohnten. Andernorts gab es Skandaj-Gruppen, die in kleinen Siedlungen von maximal dreissig, vierzig Personen sesshaft wurden.

In den Skandaj-Überlieferungen ist zudem von kleinen Gruppen die Rede, die nach wie vor in unglaublicher Geschwindigkeit durch die Welt zogen und von Skandaj-Gruppe zu Skandaj-Gruppe wanderten, um dort Ausrüstung und Nahrung gegen Wissen zu tauschen. Kleingruppen reisten wohl tatsächlich mehrere Tausend Kilometer pro Jahr.

Antike bis Neuzeit

Die Ausdehnung des Römischen Reiches sowie anderer Grossreiche festigte immer mehr die der Nienetwiler Kultur innewohnende Abneigung gegen diese Gesellschaftsform und bestärkte die Nienetwiler darin, ihre überlieferte Kultur zu hüten. Obwohl immer mehr Gruppen und Einzelindividuen vollständig oder zumindest zeitweise sesshaft wurden, blieb der Austausch zwischen den nun in der ganzen Welt verstreuten Gruppen bestehen.

Grosse Bewegungen verschiedener Völker erleichterten teilweise die Reisetätigkeit der Skandaj, konnten jedoch den Druck, sich zurückziehen zu müssen, nicht mindern.

Dieser wurde wegen der zunehmenden Reisebeschränkungen im Mittelalter noch stärker und blieb bis heute bestehen.

Heute wird die Zahl der Skandaj auf ca. 25'000 bis 30'000 geschätzt. Sie sind in 42 Stämmen über die ganze Erde verteilt.

Sprache

Ihre Sprache nennen die Skandaj «Alaju». Sie ist nach neuesten Forschungen mit allen Sprachen dieser Welt verwandt.



Von einer Tontafel abgezeichnete Figur eines Schmieds. Das Original ist ca. 16 cm hoch und wurde 1896 von Arbogast in Agionori, ca. 30 km östlich von Mykene, ausgegraben. Das Original der Tontafel wird auf das 14. Jahrhundert v.u.Z. datiert.

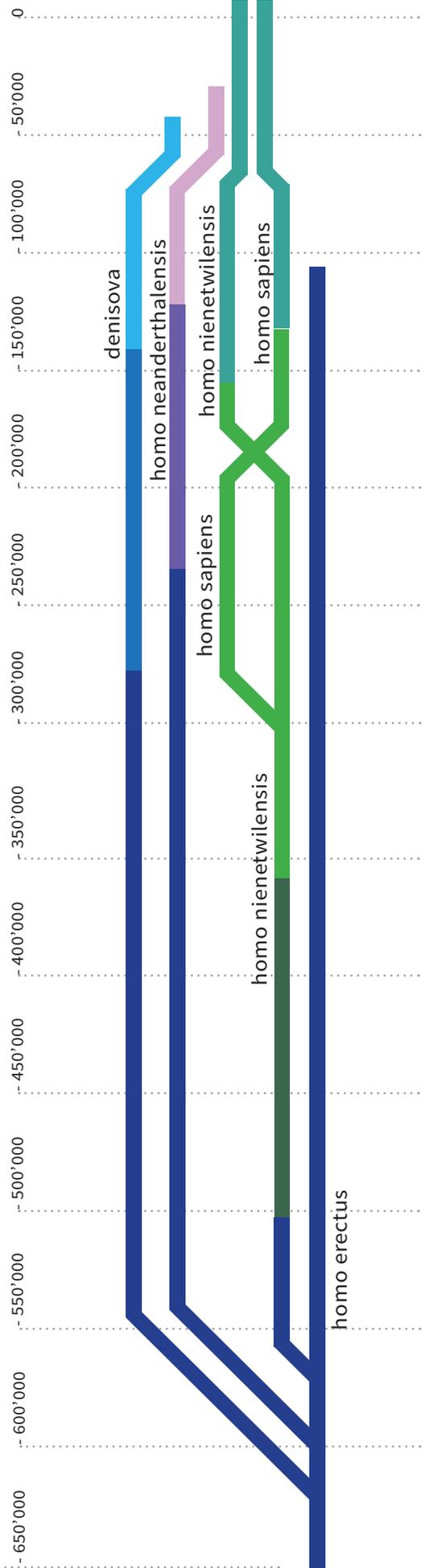
Das Zeichen auf seiner Schürze(?) wird als Symbol für «Schmied» gedeutet. Die Inschrift lautet (von oben nach unten): **𐀓·𐀠·𐀢𐀶·𐀇𐀓𐀢𐀶𐀢**

Die Übersetzung lautet: *ich.gehe.inos.schmied*
inos konnte bisher nicht übersetzt werden. Möglicherweise handelt es sich um einen Ortsnamen.

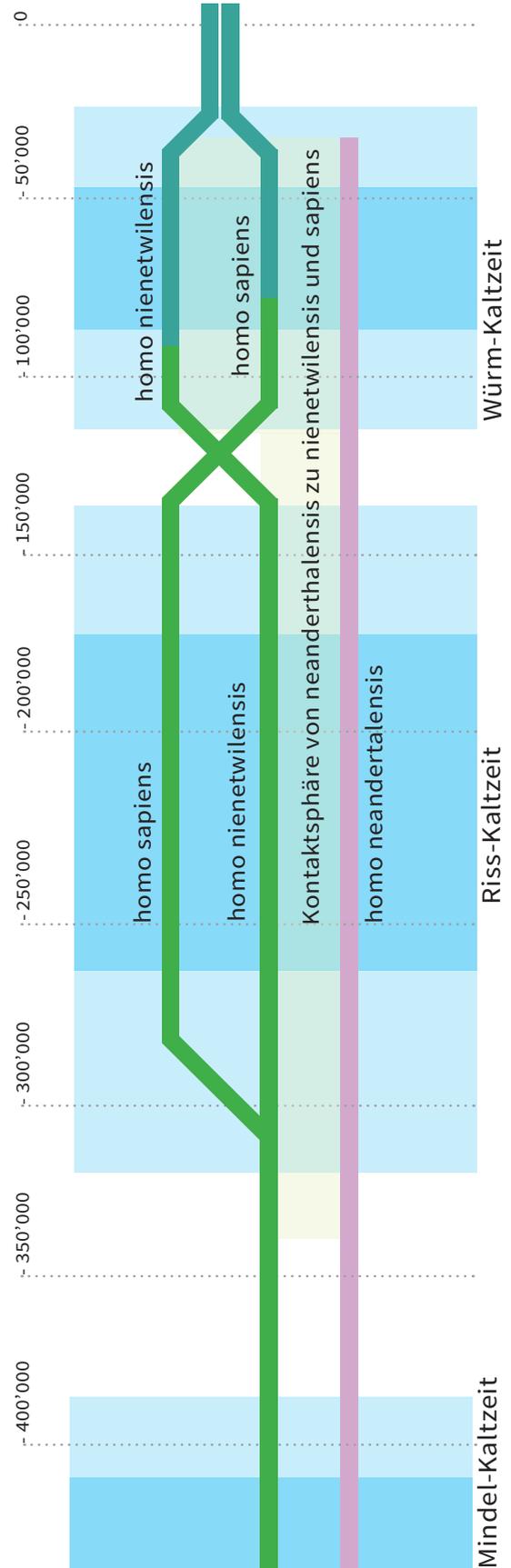
Der Sinn der Worte ist nicht ganz klar. «Ich gehe nach Inos schmieden» oder «zum Schmied»? «Ich werde schmieden gehen» würde richtigerweise **𐀓𐀇𐀓𐀓𐀢𐀶𐀢𐀶** = *eiburteku* («ich schmieden werde») heissen.

Ursprung der Nienetwiler Kultur

Genetische Abstammung und Kontakte des Homo erectus, nienetwilensis, neanderthalensis, denisova und sapiens auf dem zentraleuropäischen Kontinent



Einfluss der Kaltzeiten und Interglaziale auf die kulturelle Trennung von Homo nienetwilensis und Homo sapiens in Zentraleuropa



Biografie Nomis Arbogast

Simon Meyer

Nomis Thider Arbogast (*1. August 1941) ist ein Archäologe und Ethnologe aus Grosswangen im Kanton Luzern, Schweiz. Sein Fachgebiet ist der Übergang zwischen Pleistozän und Holozän, mit Schwerpunkt Wander- und Siedlungsgebiete auf dem europäischen Kontinent.

N. Arbogast ist der Sohn von d'Aciel Arbogast I. und der Gela Martelli aus Sessa. Er ist der Vater von d'Aciel Arbogast II. und der Halbbruder von Miribal Nussquammer (geb. Ciséan).

Nachdem seine Mutter 1945 an einer Lungenentzündung gestorben war und sein Vater mit seinen inzwischen vierundsiebzig Jahren mit der Erziehung eines kleinen Kindes überfordert war, gab er ihn in die Obhut der Familie Fontana, Schuri-Skandaj, also sesshafte Nienetwiler.

Nach Abschluss der Schule nahm er 1963 das Studium der Archäologie an der Universität Zürich auf und entschied sich nach vier Semestern zusätzlich noch zum Studium der Ethnologie, ebenfalls in Zürich.

Um stets nahe bei seinen Forschungsorten zu sein, suchte er, zumindest zu Beginn seiner Karriere, meist in der unmittelbaren Umgebung nach Arbeit. Später wurde er oft direkt von einer Universität angestellt. Obwohl seine Nienetwiler Forschung kaum je auf Anerkennung oder auch nur Interesse stiess, war immerhin seine Forschung auf dem Gebiet der Erkennung frühsteinzeitlicher Siedlungs- und Rastplätze höchst anerkannt. Dank eines grossen Netzwerks, das sein Vater für ihn aktivieren konnte, gelang es Nomis Arbogast, auch in Ländern «hinter dem Eisernen Vorhang», also zum Beispiel in der damaligen Sowjetunion und den ihr angegliederten Staaten, zu forschen.

Zusammen mit seinem ungarischen Kollegen Gabor Kövesdi untersuchte er auch die Wan-

derbewegungen im Mesolithikum zwischen Spanien und den ungarischen Tiefebene.

Was die Nienetwiler Forschung betrifft, so bestand seine grösste Aufgabe wohl nicht unbedingt darin, Neues zu entdecken, sondern die früheren Forschungsergebnisse seines Vaters und Amot Nussquammers mit den modernen Untersuchungsmethoden zu verifizieren.

1967 lernte er an einem Symposium Anna Louisa Schmied kennen. Sie war eine junge und enthusiastische Anthropologin und interessierte sich brennend für Science-Fiction, extraterrestrisches Leben und alle Formen der Kommunikation. Sie kamen sich schnell näher und gut ein Jahr später wurde d'Aciel Arbogast II. geboren.

Ein Jahr später, 1969, sein Vater war gerade achtundneunzig Jahre alt geworden, bekam Nomis Arbogast ein Telegramm nach Bagnères-de-Luchon in den französischen Pyrenäen, wo er gerade Forschungen betrieb. Es lautete: «imedhu ° igadhu skandi ° jal igadho aju ° egaumo po igadhu» (übersetzt ungefähr: «Ich vermittelte und ich sammelte Fähigkeiten. Nun werde ich die Ewigkeit sammeln. Gib grosse Sorge zu dem Gesammelten»). Arbogast wusste sofort, was das zu bedeuten hatte, denn es waren die Worte, die alle Skandaj zum Abschied schrieben. So war ihm klar, dass er seinen Vater nicht wiedersehen würde.

Ab den 1980er-Jahren, als sein guter Ruf als Archäologe und Ethnologe ihm alle Möglichkeiten eröffnete, begann er, seine Nienetwiler Forschungen zu intensivieren und überarbeitete die Fundkarten, die sein Vater und Nussquammer angelegt hatten. Schnell stellte sich heraus, dass die beiden nicht selten allzu übereifrig dieses oder jenes zur Nienetwiler Kultur hinzugerechnet hatten. Aller-

dings war die Liste der Objekte und potenzieller Fundorte (sie hatten in ihrem Leben nie die Zeit, alle zu ergraben) so lang, dass es auf diese Fehler kaum ankam. Zwar musste er sie neu bewerten, aber das veränderte das Gesamtbild nicht.

Als 1989 der Eiserne Vorhang endlich zurückgezogen wurde, konnte er wieder von seinem Netzwerk im Osten profitieren und dort seine Forschungen erneut aufnehmen.

Zehn Jahre später, 1999, begegnete er bei einer Begehung in einem Bachbett dem heutigen Co-Leiter des Museum Nienetwil und Mitherausgeber dieses Magazins, Simon Meyer, der in dem Bach am Goldwaschen war. Die beiden kamen ins Gespräch und verstanden sich auf Anhieb so gut, dass sie danach immer wieder Kontakt hatten und sich trafen. 2005, kurz vor seiner Pensionierung, entschied sich Nomis Arbogast, seine Forschungen zu beenden und sich dem Handwerk und dem Instrumentenbau zu widmen. So vermachte er seine gesamten Forschungsarbeiten sowie die seines Vaters und alles, was dieser gesammelt hatte, an Meyer, der das Material sicher verwahren und der Forschung zugänglich machen wollte. Die *madh*, also die Versammlung der Nienetwilerinnen und Nienetwiler, stimmte der Übergabe allerdings erst zu, als Arbogast glaubhaft versichern konnte, dass Meyer vertrauenswürdig war, dies insbesondere auch deshalb, weil sein Ururgrossvater eben jener Jari Arbogast, alias Gertel, alias Hannes Meyer war, der auch der Vater von d'Aciel Arbogast I. war.

Nomis Arbogast zog 2006 mit seiner Frau in ein kleines Häuschen, wo er sich eine Werkstatt einrichtete. Er schnitzt dort seither Weidenflöten und baut Möbel. Mit Meyer ist er immer noch in Kontakt und unterstützt ihn mit Informationen oder Kontakten zu Forscherinnen und Forschern. Seine Hilfe bei

den Recherchen, zum Alaju oder der Entstehung der Nienetwiler Kultur sind für die Nienetwiler Forschung essenziell.

Fundbeschreibung und eine kleine Zeitreise in die Nienetwiler Kulturgeschichte

Simon Meyer

Kurz bevor wir im Herbst 2018 die Grabungs-etappe Nienetwil/2 abschlossen, kam in Schicht 195 ein Stein zum Vorschein, der unsere Grabungsequipe in Feierlaune versetzte. Es handelte sich um einen ca. $11 \times 8 \times 5$ cm grossen, aus hartem, grobem graubraunen und über und über mit Gebrauchsspuren versetzten Sandstein. Die Schicht, in der er gefunden wurde, hatten wir schon zuvor auf ca. 1,2 Mio. Jahre vor unserer Zeit datiert. Der grobkörnige Stein hat, obwohl Sandstein, eine hohe Härte und ist von denen, die ihn benutzten, offenbar für Schleifarbeiten verwendet worden. Es sind zudem eindeutige Schlagspuren zu erkennen, deren natürliches Entstehen ausgeschlossen werden kann.

Wir hatten wirklich Grund zum Feiern, denn was uns da aus der Kiste mit der Aufschrift MUNI.N.CH.5.68.3 entgegenblinzelte, war um so viel mehr als nur ein Stein.

MUNI.N.CH.5.68.3: Zu dieser Fundbeschreibung würde nun natürlich noch die Typologisierung angehängt, Erklärungen zur Altersbestimmung der Gebrauchsspuren und zum Umgebungsmaterial sowie Analysen der im Umgebungsmaterial gefundenen Pflanzen- und Knochenreste, und nicht zuletzt natürlich das geologische Gutachten, das ebenfalls angefertigt worden ist. Aber dies ist keine archäologische Fachzeitschrift, und wen es interessiert, der darf gerne beim Museum Nienetwil vorstellig werden.

Wir werden Sie, geneigte Leserin, geneigter Leser, lieber auf eine kleine Reise durch die Zeit und in eine Kultur entführen, damit Sie beim Betrachten dieses Geröll-Objekts in ähnliche Verzückung geraten können wie wir.

Stellen Sie sich vor, Sie reisen in der Zeit zurück. Weit zurück. Unglaublich weit zurück.

Wir wissen nicht genau, wie weit es ist, aber MUNI.N.CH.5.68.3, bzw. die Gebrauchsspuren darauf, können auf ein Alter von etwa 1,2 Mio. Jahren datiert werden. Es gab also noch keine Medien, die verbreiten konnten, was nun geschah, aber das macht nichts, denn es wurde in all der Zeit nie vergessen.

Wir sehen vor uns ein fruchtbares Tal und einen Hominiden, einen Homo erectus wohl. Nennen wir ihn Tok. Tok also macht sich an einem Bachbett zu schaffen und fischt einen Stein aus dem Wasser. Er packt den Stein mit der Hand, öffnet die andere Hand, in der er einige Nüsse birgt und nun eine davon auf einen flachen Stein fallen lässt. Er schaut die Nuss an und den Stein, so wie er das schon Dutzende Male gemacht hat, und schlägt mit dem Stein auf die Nuss, die nun zertrümmert auf dem flachen Fels liegt. Tok schaut seinen Stein bewundernd an, offensichtlich gefällt er ihm. Er wirft die anderen Nüsse ebenfalls auf den Felsen und zerschlägt sie alle. Genüsslich pult er das Essbare raus und verzehrt es. Während unser Tok so dasitzt und kaut, packt er einen zweiten Stein. Er ist ebenfalls rund und liegt gut in der Hand. Offensichtlich um herauszufinden, ob sein schöner Stein diesen neuen nun auch wie die Nüsse zerschmettern kann, schlägt er mit Wucht darauf ein. «Tscheck» macht der Stein und Funken sprühen. Tok hebt den Kopf. «ck» macht er, und sieht den Stein an. «ck».

Er schlägt mit dem Stein erneut auf den anderen ein und wieder macht es «tscheck». Pure Freude ergreift Tok und herumhüpfend schlägt er nun die beiden Steine gegeneinander und ruft «ck», «ck». Er hatte begriffen. Einen Monat später sehen wir einen anderen Hominiden, der einem Jungen einen runden Stein hinwirft. «ck», sagt er, und der Junge packt den Stein und öffnet ein paar Nüsse damit.

Was wir gesehen haben, ist der Urbeginn der intentionellen, nach überliefertem Wissen weitergegebenen und benannten Werkzeugnutzung. Wo bis dahin einfach ein Ast oder Stein als Hilfe zum Beispiel für das Nüsseknacken aufgehoben und nach der Arbeit wieder fallen gelassen und vergessen wurde, haben das Werkzeug und die damit verrichtete Arbeit nun einen Namen. Damit ist es möglich geworden, Wissen weiterzutragen und zu kumulieren. Der Werkzeug-Stein ist nun nicht mehr bloss ein Stein, er ist «ck», und ebenso wird das Schlagen von Stein auf etwas anderes mit «ck» bezeichnet.

So hat – und auch das wird Tok nicht vergessen – der Mensch nicht nur das Objekt beeinflusst, sondern das Objekt auch den Menschen. In vielen Kulturen, wie etwa in der Nienetwiler Kultur, blieb dieses Erkenntnis erhalten und prägt teils bis heute das Verhältnis vom Menschen zu dem, was ihn umgibt, als das Begreifen sich gegenseitig beeinflussender Individuen.

Mehr als eine Million Jahre später ist aus dem «ck» ein «tek» geworden. Es bezeichnet nun nicht nur Arbeiten, die mit dem «chec», also einem runden Stein, gemacht werden, sondern jede Form der Bearbeitung. Und viele Tausend Jahre später – über Athen prangte bereits die Akropolis – floss das Wort in die griechische Sprache ein und wurde dort zu «techne» und bedeutete Handwerk/Kunst.

Und nun verstehen Sie vielleicht, weshalb MUNI.N.CH.5.68.3 so viel Freude bereitet: weil er ein Zeuge jener Zeit ist, in der Tok einem Werkzeug einen Namen gab und damit den Weg zur Nienetwiler Kultur – und im weitesten Sinne zur Menschwerdung – ebnete.



MUNI.N.CH.5.68.1

Der stark beschliffene Axt-ähnliche Granit konnte in Schicht 144 ergraben werden. Die Schicht ist auf ca. 545'000 v.u.Z. datiert.

Folgende Seite: Fotografien der vier Seiten von MUNI.N.CH.5.68.3

MUNI.N.CH.5.68.3



Face A



Face B



Face D



Face E

Museum Nienetwil
Grabung 2018/Nienetwil/Schicht 195

The Alaju Settlement

Miribal Ciséan

1965 sandte die Ehefrau von Amot Nussquammer sen., Miribal Nussquammer-Ciséan, ein Buchmanuskript an d'Acíel Arbogast I. mit der Bitte, er möge ihr helfen, es zu veröffentlichen. Leider ist dies nie geschehen. Die Autobiografie wirft nicht nur ein Licht auf das spannende Leben dieser ausserordentlichen Frau, es beleuchtet auch die Nienetwiler Forschung und bringt uns ebenfalls näher an die Skandaj im Umfeld von d'Acíel Arbogast I., der ja bekanntlich selber ein Skandaj war.

Den anderen Menschen gewidmet.
Miribal Ciséan, 1967

Erster Weltkrieg

Es war die erste Woche im August 1915, und hier will ich meine Geschichte beginnen. Eben erst hatte ich meine Pflichtenjahre abgeschlossen. Mein Bruder Guillaume war drei Monate zuvor, am 10. Mai 1915, vor Lens in der Schlacht gefallen und ganz Frankreich war ob des Krieges in heller Aufregung.

Mein Vater rief mich in das kleine Wohnzimmer, strich seine Jacke glatt und baute sich mit der liebevollen Ausstrahlung eines dieser neuen Panzergeräte vor mir auf. Ich merkte es sofort, er wollte mich nicht mehr im Haus haben. Wie sehr meine Mutter auch flehte, dass ich zu den Besten der Klasse gehört hätte und weiter zur Schule gehen sollte, er winkte ab und ich musste gehen. Mädchen, die in Paris eine Arbeit fanden, wie schlecht sie auch bezahlt waren, konnten trotzdem Geld nach Hause schicken. Geld, das jetzt, da alle Väter und Söhne an der Front hingemetzelt wurden, mehr denn je fehlte. Mein Vater war nur deshalb nicht eingezogen worden, weil er ein steifes Bein hatte.

Also verkaufte er mich an Monsieur Balfour. «Ein gütiger und anständiger Herr ist der Monsieur Balfour. Du wirst als Dienstmädchen bei ihm arbeiten. Sei immer anständig und fleissig, dann wird es dir an nichts mangeln.»

Das waren seine Worte. Oh Papa! Wie falsch du doch lagst! Balfour war nicht gütig und er war vor allem nicht anständig. Doch mir blieb keine Wahl. Meine Mutter setzte sich mit mir in eine Kutsche und wir fuhren los. In Paris angekommen, brach sie fast zusammen. Sie weinte und weinte und schüttelte sich vor Weinkrämpfen. Die ganze Trauer über den verlorenen Sohn und die jetzt weggeschickte Tochter brachen in ihr durch. So war es an mir, meine Mutter zu trösten, als wir vor dem grossen Haus ankamen.

Nachdem man meiner Mutter einen Umschlag in die Hand gedrückt und sie verabschiedet hatte, wies mich Mme Balfours Dienstmädchen in meine Pflichten ein. Nachttöpfe leeren, putzen, Botengänge. Beim Bettenmachen helfen und solches mehr würde nun zu meiner Arbeit gehören.

Man gab mir eine klitzekleine Kammer unter dem Dach, gerade gross genug für ein kleines Bett und eine Truhe für die Kleidung. Die Uniform, die ich zu tragen hatte, hing an einem Kleiderhaken an der Wand neben der Tür.

In der Küche durfte ich etwas essen und musste dann bei allerlei Dingen helfen, bis es später Abend war. So ging das eine Woche lang, und dann fing mich Monsieur Balfour eines Abends im Flur ab, als ich zu Bett gehen wollte. Balfour war ein hagerer, langer Kerl. Seine kleinen Knopfaugen lagen dicht und tief neben der knochigen grossen Nase. Er duftete schwer nach irgendetwas, das wohl in Mode war, denn Balfours taten nichts, was nicht in Mode war. Mme und ihre Freundinnen konnten einen ganzen Tag in den Galeries Lafayette verbringen und einkaufen, was man eben anziehen musste in der Stadt. Den ganzen Tag

über kamen Boten und brachten Kleidung und anderes, was die Madame eingekauft hatte.

Und ebenso modisch war Monsieur eingekleidet, als er nun vor mir stand und mich anwies, in eines der Zimmer zu kommen, in denen wir die weniger bedeutenden Gäste unterbrachten.

Ich merkte gleich, was er wollte. Sophie, eines der Dienstmädchen, hatte mich vorgewarnt. Doch ich war nicht Sophie, die kleine, zierliche Sophie. Mit einem empörten Aufschrei verliess ich das Zimmer und rannte in meine Kammer hoch. Unerreichbar für den Herrn, denn das war für ihn Tabuzone. Ich hörte sein trockenes Lachen die Treppe herauf hinter mir her scharren.

Als er dasselbe einige Tage später wieder versuchte, packte er mich mit seinen grossen, knöchigen Händen. «Du kleines Zicklein, du kleines Zicklein.» Doch der Dummkopf war nicht vorbereitet. Während er sich von seinem Jackett zu befreien versuchte, zerrte ich mich unsanft los, riss die Tür auf und rannte schreiend nach unten und noch immer schreiend zur Haustüre hinaus auf die Strasse.

Ich weiss nicht mehr, wie lange ich lief. Nur, dass ich an einem langen Zug Soldaten vorbeikam. Alle waren sie verletzt, hatten Binden am ganzen Körper und schoben Karren mit Männern, die noch fürchterlicher zugerichtet waren als sie. Einer der schiebenden Männer knickte wenige Meter vor mir ein und ich half ihm, aufzustehen. Fast eine Stunde lang blieb ich bei den Soldaten. Gab diesem Wasser oder half einem anderen, vom Karren heruntergefallenes Gepäck aufzulesen.

Und dann kamen wir bei einem provisorischen Krankenhaus an, das ganz und gar mit verwundeten Soldaten gefüllt war.

Und dort blieb ich. Zwei Tage lang half ich, wo ich konnte, schlief auf einem Sack in einer Materialkammer und ass, was ich kriegen

konnte, bevor mich Schwester Annemarie ansprach. «Wer bist du denn?»

Ich erzählte ihr alles und bot an, weiter zu helfen. Sie willigten ein und ich bekam einen weissen Kittel, eine Liege zum Schlafen im Hospiz Sainte mère d'espérance und täglich drei Mahlzeiten.

Und ich musste auch nicht mehr ins Lazarett, sondern blieb im Hospiz bei den sterbenden Männern. Zerschossene und zerschmetterte Soldaten waren das. Knochige, blutende Überreste eines sinnlosen Krieges. Im Schlamm und ihrem eigenen Blut liegend aufgehoben und ins Hospiz gebracht, um zu sterben. Ich sei ein schöner und hoffnungsvoller Anblick für die Männer. Es mache das Sterben leichter in meiner Gesellschaft, meinte die Oberschwester einmal.

Ich konnte es nicht glauben, denn sterben ist sterben, dachte ich. Wie konnte ein junges Ding wie ich da hilfreich sein?

Im dritten Monat nach meiner Ankunft begann ich Tagebuch zu schreiben. Das tue ich heute noch, und damals wie heute hilft es mir nicht nur die Erinnerung zu bewahren, sondern mir im Moment des Schreibens auch all meiner Erlebnisse und Gefühle gewahr zu werden.

Ich werde aus meinem Tagebuch zitieren und bitte um Entschuldigung, wenn ich nicht eins zu eins übertrage. Aber das Gekritzeln, gerade der ersten Jahre, ist nicht zu ertragen.

Aus meinem Tagebuch, 6. April 1916:

«Heute kamen neue Männer. Aus Verdun, woher auch sonst. Und nur Offiziere. Wo waren die Soldaten?»

Einer, sein Name ist Joseph und er hat beide Beine verloren und überlebt, bat mich am Abend zu sich. «Miribal, ich bedanke mich für deine Hilfe. Nimm meine Tasche, sie liegt

unter dem Bett.> Ich holte die Tasche hervor und darin waren seine Habseligkeiten. Ich sollte ihm das Bild seiner Frau hervorsuchen, was ich tat. Auch einen Anhänger aus Silber mit dem heiligen Christophorus musste ich herausnehmen. Er wollte mir den Anhänger schenken, doch ich lehnte ab. Er drang so lange auf mich ein, bis ich schliesslich nachgab. <Weisst du, ich habe schreckliche Dinge gesehen und ebenso Schreckliches getan. Was sind wir bloss für Tiere, Miribal. Was sind wir für Tiere!> Er sprach dann davon, wie es ist, einen Feind zu töten – mit dem Bajonett! Der habe und habe nicht sterben wollen, und da habe er ihm aus reiner Gnade die Kehle durchgeschnitten und sich gewünscht, er könne ebenfalls sterben. Als er eingeschlafen war, wollte ich den Anhänger der Oberschwester geben, aber sie sagte, ich sollte ihn behalten, er passe gut zu mir.»

1. September 1916:

«Lieutenant Caspar Serra wurde heute ins Hospiz gebracht. Er hat mehr als zehn Einschusslöcher von Gewehrkugeln in seinem Körper und lebt immer noch! Caspar ist ein grosser, kräftiger Bulle von einem Mann. Er ist Korse und genauso sieht er auch aus. Er lag ganz stolz auf seinem Bett und nannte mich Mademoiselle, als ich ans Bett trat. <Wusstest du, dass euer Kaiser aus demselben Dorf stammte wie ich? Es ist wahr, mein Urgrossvater hat seine Familie gekannt.> Mir fiel tatsächlich nichts Dümmeres ein als zu fragen: <Werden Sie auch Kaiser?> Er lachte und hustete Blut. Ich dummes Schaf! Aber er nahm es ohne zu zucken hin. Eine Stunde später ging ich wieder an seinem Bett vorbei. Jemand hatte ihm bereits das Leinentuch über das Gesicht gezogen. Ich halte das nicht mehr lange aus, dieses Sterben!»

2. Februar 1918:

«Frederic Catilleaux hat mir heute Avancen gemacht. Natürlich weiss der arme Mann, dass er

sterben muss. Eine Leber ist ihm zerschossen. Aber ich ging seinetwegen auf das Spiel ein, aber nicht, ohne die Distanz zu wahren. Er ist ein guter Kerl, und wenn er nicht zum Sterben verurteilt wäre, wenn er tatsächlich überleben würde, wer weiss? Aber diese Gedanken sind verboten. Verboten!»

6. Februar 1918:

«Frederics Mutter kam ihn heute besuchen. Was für eine Madame! Die Haare allein mussten die gesamte Bourgeoisie empören. Sie ist eine unglaublich schöne Frau. Nie in meinem Leben habe ich so eine schöne Frau gesehen. Sie weinte, als sie Frederic sah, und sie heulte, als sie mit dem Arzt sprach. Und dann bedankte sie sich bei mir für meine Hilfe! Ich wollte, ich könnte mehr tun. Ich will es so sehr und weiss doch, dass ich es nicht kann. Das Herz ist mir schwer. So schwer!»

9. Februar 1918:

«Frederic ist tot!»

10. Februar 1918:

«Ein Bote kam, um Frederics Sachen abzuholen. Er hatte einen Brief für mich dabei. Mme Scheherazade bedankte sich vollen Herzens für meine Hilfe an ihrem Sohn Frederic und bat mich, sie zu besuchen.»

14. Februar 1918:

«Ich war heute im Scheherazade bei Frederics Mutter, die hier ebenso genannt wird. Eigentlich heisst sie Ophelia Catilleaux. Es war ein Bordell! Aber nicht eine billige Absteige, sondern ein Palast mit so vielen schönen Mädchen, dass ich mich genierte. Madame bot mir an, für sie zu arbeiten. Nicht als Mädchen, sondern nur für sie. Ich dürfe aber nur kommen, wenn ich nie etwas mit einem der Männer anfangen würde.

Ich habe ohne zu überlegen zugestimmt.»

Scheherazade

Wo soll ich nur anfangen. Das Scheherazade. Das Scheherazade.

Das Scheherazade war kein Bordell. Mitten in Paris in der Nähe der Eglise Saint-Marie gelegen, bot das fünfstöckige Haus Scheherazade den Besucherinnen (ja, auch das gab es) Lustbarkeiten aller Art. Keine der Frauen, die dort verkehrten, war zu irgendetwas gezwungen. Es gab keine Zuhälter wie in den heutigen Bordellen Chicagos. Die Frauen waren frei, zu kommen und zu gehen, wann sie wollten. Sie bekamen nicht einfach 30 Centimes für eine Dienstbarkeit. Sie bekamen Perlen, grosse Geschenke und Geldbeträge. Mme Scheherazade erhielt für die Vermietung der Räumlichkeiten ebenfalls Geld und allerhand Geschenke – von den Damen ebenso wie von deren oder ihren Verehrern. Stellt euch die ganzen Künstler vor, die schöne junge Frauen für ihre Bilder suchten. Sie alle kamen früher oder später ins Scheherazade. Zu jener Zeit waren selbst heute so berühmte Maler wie Picasso oder Toulouse-Lautrec da. Picasso ist aber nicht mehr gekommen, seit er diese «russische Ballerina» geehlicht habe, was schade sei, denn «der sei ein wahrer Lebemann gewesen». Aber dafür hatten wir Louis Aragon, den Poeten, und Dutzende anderer Künstler und Politiker, die sich ein Stelldichein mit ihrer Mätresse geben oder sich einfach zum Diskutieren oder Trinken treffen wollten.

Aber von vorne.

Ich traf am Mittwoch, dem 4. März 1918 im Scheherazade ein. In der Linken hielt ich meinen Beutel, der alles enthielt, was ich besass. Wenige Kleidungsstücke, den Christophorus-Anhänger von Joseph, mein Tagebuch, drei Bücher – ich kann mich trotz all dem Nachdenken nicht erinnern, welche es waren, und auch in meinem Tagebuch dieser Jahre steht

nichts davon – sowie Kleinigkeiten der Hygiene. Mit der Rechten klopfte ich schüchtern an die kleine Pforte im Hinterhof, die für die Lieferanten gedacht war. Eine Küchenhilfe, George, wie ich später erfuhr, öffnete mir die Tür und blaffte mich an, was ich denn wolle. Sie würden niemanden suchen und ich solle mich vom Acker machen. Verunsichert wollte ich mich umdrehen, als von drinnen jemand rief, ich würde erwartet. Ich durchquerte eine rauchige und düstere Küche und dann die Räume hinter dem Restaurant. Madame erwartete mich oben, sagte man mir, und ein junges Mädchen begleitete mich eine Treppe hinauf zu einem Salon. Ich wählte mich in Versailles, und hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte sicher Marie-Antoinette in einem der Diwane sitzen sehen. Aber dort, umringt von vier ausgestaffierten Dandys, wie man heute wohl sagen würde, sass die Grand Dame, Madame Scheherazade, in einem so wundervoll schönen, aber auch unglaublich aufreizenden Kleid, dass ich vor Scham rot anlief und wegsah. Und sie war so schön. Dabei, und das darf man nie vergessen, war sie damals schon achtundfünfzig Jahre alt, also kein junges Küken, das sich da von den Herren den Hof machen liess.

«Kommen Sie hierher, Miribal. Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Diese Herren wissen sich zu benehmen, nicht wahr, Xavier?», fragte sie einen der Männer neckisch und zupfte ihn verspielt an seinem langen Schnurrbart.

Die vier lachten und schäkerten mit ihr und ich getraute mich nicht, näherzutreten. Da stand sie auf, winkte den Herren zu und fasste mich unter dem Arm. «Komm, Mädchen, jetzt, wo ich keinen Sohn mehr habe, will ich dich wie meine Tochter sehen. Claudite!», rief sie mit erstaunlich lauter Stimme, «bring Miribal auf ihr Zimmer und zeige ihr den Schrank mit den Kleidern. Badet sie, frisiert sie, macht sie zur Prinzessin der Scheherazade!» Und mit einer tänzerischen Drehung wandte sie sich um

und schritt in den Salon zurück.

Zwei Stunden später, ich war todmüde, gebadet und frisiert – sie hatten extra einen Friseur kommen lassen! – und mit Stoffen bekleidet, wie ich sie noch nie gesehen hatte, liess ich mich rücklings auf das Canapé in meinem Zimmer sinken und stöhnte vor Müdigkeit und Wonne.

Ich arbeitete mich gut ein und die Madame war sehr nett zu mir. Fast alle waren sehr nett zu mir. Viele wunderten sich, dass ich für die Männer tabu war, aber das war mir egal. Ich hatte da meine Ahnung, und die wurde mir von Madame auch bestätigt. Sie wollte nicht, dass ich was mit den Männern hatte, weil sie mich einerseits tatsächlich beschützen wollte, und andererseits hatte das den Vorteil, dass natürlich das Verbotene umso verlockender war. Nun, die anderen Damen dankten es mir, denn nicht wenige Herren kamen wegen mir und nahmen dann mit ihnen «vorlieb».

Nun darf man aber nicht denken, dass im Scheherazade nur um Mädchen gefreit und mit ihnen «herumgemacht» wurde, wie man heute sagt. Ganz und gar nicht! Es war ein Salon, in dem Politiker und Künstler, Wissenschaftler, Philosophen und Literaten verkehrten und oft grosse Diskussionen um dies oder jenes hatten.

Leider verstand ich oft nicht, worum es ging, und sagte das auch ganz offen. Oh, da kümmernten sich die Herren um mich! Da wurde mir sogar einmal die Woche ein Privatlehrer geschickt. Man stelle sich das vor! Ich bekam Englischunterricht und auch etwas Latein. Geschichte wurde mir vermittelt und ab und zu nahm mich Jacques Rigaut beiseite, trug mir ein Gedicht vor und hielt mich an, ihm die kommende Woche ebenfalls eines vorzutragen. Er war einer dieser Dichter, die dem Dadaismus nahestanden, und so sollte ich einmal

ein Gedicht über die Grande Dame verfassen. Was für ein Ansinnen! Ich fand das Gedicht in meinem Tagebuch.

8. Oktober 1919:

«Herr Rigaut trug mir auf, ein Gedicht über meine Ziehmutter, wie ich sie schon nenne, zu verfassen. Im Stile der Dadaisten. Als ob ich das könnte! Er schäkerte mit mir und nannte mich Prinzessin Scheherazade. Aber das machte es auch nicht besser.

Flutter das Kleid, wusch und wusch
Genommen das leid, kling und ping
Scheherazade, huh huh und ohhh
Wallend, überfallend, krallend, oh
Nymphe und engel

Wusch bausch rausch
Kussi kussi schmatzi
Ga ga gaga dada wusch!

Flotte saloppe schwingende Elfe
Nymphe schwups schwupps!
Strackskommando liebelei
Aphrodite zadong!
Schmatz Schampus Hummer Gelage
Ärschlein, Busen, schrapps!
Königin nachtgelehrte Mutter
Sanfter wind kusch!»

Für mehr hatte ich keine Zeit und, ich will ehrlich sein, das war ganz schön anstrengend. Zum Gedichteschreiben bin ich ungeeignet. Rigaut war aber gnädig, er nickte mit dem Kopf und wackelte, um mich aufzuheitern, mit den Ohren.

«Geh aus dir raus, Prinzessin Scheherazade. Vergiss einfach, was du gelernt hast, und halte dir deinen Kopf für deine Gedanken frei!»
Wir wiederholten das Spiel noch ab und zu und manchmal bekam ich sogar etwas einigermaßen Brauchbares hin.

Ein ausserordentlich interessanter Mann war Luc Benoist. Er war Kunsthistoriker und schrieb viel über Kunst und Symbolismus.

Aus meinem Tagebuch, 19. Februar 1919: «Monsieur Wildenstein ist heute gekommen. Mit ihm dabei Picasso, Monsieur Gris und ein sehr lustiger Geselle, den sie alle nur Aciel nannten. Ophelia sagte mir, dass er Forscher und Künstler sei und eigentlich d'Acie Arbogast heisse. Auf jeden Fall wusste der zu leben. Er lud die drei anderen zu Champagner ein, spendierte Cigarren, und als dann noch weitere Leute dazustiesen, wurde ein richtiges Fest daraus. Picasso sang sogar spanische Lieder und Arbogast trug fremdländische Gedichte in der Originalsprache vor. Niemand verstand auch nur ein Wort, aber alle lachten und klatschten und Marguerite Alibert, eine der edelsten Prostituierten in ganz Paris, kam dazu und äffte ihn nach. Wir kreischten vor Lachen und konnten kaum noch aufhören.»

Aus meinem Tagebuch, 4. März 1920: «Monsieur Benoist war heute mit seinen Freunden im grünen Salon. Sie baten mich zu sich, und das wollte ich nicht verwehren. Es sind sehr seltsame Leute, sie redeten von Sufis und Ägyptern, von der Symbolik der Pyramiden und vom Untergang der Symbolik in der Kunst.

Auch hatte er sehr seltsame Theorien über die Religionen und den Glauben. Ich war sehr verwirrt und sie schienen es mir anzusehen. Einer, ich weiss den Namen nicht mehr, sagte mir, ich solle nicht verwirrt sein, denn das seien alles nur Spielereien. Da fingen sie alle an zu streiten und zu keifen, bis Ophelia kam und sie zur Ruhe ermahnte.»

So ging das tagein, tagaus. Manchmal kam Lily und spielte auf der Harfe und Gina Manès sang dazu oder spielte uns etwas aus einem ihrer Stücke oder Filme vor. Mit besonderer Dankbarkeit denke ich auch noch an Wildenstein

zurück. Was für ein Mann! Er war Kunsthändler und kam ab und zu mit seinen Künstlerfreunden.

Herr Arbogast, so nannten wir ihn damals, kam immer wieder vorbei. Manchmal zum Feiern, oft aber sass er im Blauen Salon mit den Wissenschaftlern, meist Historikern oder Archäologen, zusammen. Charles Dubois zum Beispiel, von dem ich unendlich viel über das römische Reich gelernt habe, sass ab und zu mit Arbogast zusammen.

Ich kann mich noch erinnern, als wäre es gestern gewesen, als Arbogast kam und darum bat, mit seinen Freunden den Salon Royale benutzen zu dürfen. Der Name war bei diesem Salon eher als Scherz gedacht, denn es handelte sich um einen grossen Raum im Keller, in dem früher Wein und Ähnliches gelagert wurde. Es sah dort aus wie in einer Kerkerzelle im Tower von London, und irgendwann hat man angefangen, ihn für konspirative Sitzungen oder solche, die den Anschein dazu geben sollten, zu nutzen.

Bei solchen Zusammenkünften sollte nicht gestört werden, und wenn, dann nur von einer Vertrauensperson. An jenem Abend war ich das.

Ich geleitete gegen neun Uhr abends ein gutes Dutzend Männer und Frauen hinunter und brachte ihnen auch das bestellte Essen und die Getränke. Von dem Gesprochenen verstand ich kein Wort. Seit ich im Scheherazade war, habe ich Englisch und Deutsch gelernt. Sogar einige Brocken Russisch, Arabisch und Latein. Das Interessante war, dass ich aus ihrem Gespräch einzelne Worte zu erkennen glaubte, doch die Sätze verstand ich nicht.

Im Versuch, etwas zu verstehen, war ich unhöflicherweise auf dem Weg stehen geblieben und hatte leicht den Kopf geneigt. Stand einfach da und lauschte. Ich erschrak fast zu Tode, als mir Arbogast von hinten auf die

Schulter klopfte. «Ich werde es dir erklären, Miribal. Ein anderes Mal.» Und damit war ich meiner Dienste entlassen.

Es verging fast ein Monat, bis er wieder im Scheherazade auftauchte. Als er mich sah, lächelte er mich an und winkte mir, ich solle mich zu ihm in den grünen Salon setzen. Er war recht früh gekommen und der Salon war noch leer, als wir eintraten. Nachdem wir uns hingesetzt hatten, fing er an zu erzählen.

Ich versuche, das Gespräch anhand meiner Erinnerungen und Tagebucheinträge zu rekonstruieren.

«Miribal, weisst du, wo die Schweiz liegt?»

«Ja, das weiss ich.»

«Weisst du, von dort komme ich her, da bin ich aufgewachsen. In der Schweiz ist die Heimat der Nienetwiler.» (Er sagte das Wort auf Deutsch, aber ich konnte nichts damit anfangen.) «Nienetwiler kommen aus der Schweiz und leben manchmal auch dort, aber sie sind eine eigene Kultur, eine ganz andere Art Mensch, als du sie kennst.»

«Deshalb die andere Sprache?»

«Deshalb die andere Sprache. Sie ist teilweise uralt, älter als das Römische Reich, von dem dir Charles erzählt hat. Vieles andere ist aus anderen Sprachen entliehen, uralten Sprachen wie Aramäisch oder Altgriechisch, Latein oder Keltisch. Andere sind jungen Sprachen wie dem Französischen, dem Italienischen oder dem Deutschen entliehen. So verständigen wir uns, denn wir sind in der ganzen Welt verstreut, und so können wir uns dennoch verstehen.»

«Fast wie die Juden also?»

«Ja, fast. Aber die haben ihre eigene Sprache. Unsere dagegen ist sozusagen die Mutter der Sprachen und eine Leihgabe aus der Zeit.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Nun, wir sind Sammler, verstehst du? Wir sammeln Wissen und Fertigkeiten. Wir sam-

eln alles, was uns hilft, weiterzubestehen. Dazu gehört auch Sprache. Aber wir sind auch ein sehr verspieltes Volk, und wenn jemand etwas sieht und ihm dafür ein guter Namen einfällt, dann nennt er es eben so. Und wenn er das Wort bei einem Gespräch benutzt, erklärt er oder sie es, und wenn das gefällt, dann fliesst das Wort in die Sprache ein. Und manchmal geht ein Wort wieder verloren und manchmal bleibt es für Jahrhunderte oder Jahrtausende in unserer Sprache.»

«Hast du ein Beispiel?»

«*Ghlotz*. *Ghlotz* ist so ein Wort. Jemand stolperte vor langer Zeit über ein grosses Holzstück, das am Boden lag. In der Schweiz nennt man das einen Klotz. Da dachte er, dass er das Wort Klotz, mit glotzen, also schauen, verbinden könnte, um so ein neues Wort zu kreieren. Die Bedeutung des Wortes *Ghlotz* ist nun, dass man sich vor Dingen in Acht nehmen sollte, über die man stolpern könnte. Das muss nicht etwas sein, das auf dem Boden liegt, es kann auch eine Situation sein. Es bedeutet aber auch das Objekt oder die Situation selber. Und der Ausspruch *<den jal ghlotz>* bedeutet in etwa, *<das wird eine heikle Angelegenheit werden>*. Verstehst du das?»

«Ja, das ist richtig ouvertut!»

«Es freut mich, wenn dir alles aufgeht. Du bist wirklich eine pfiffige junge Dame, Miribal. Fast hätte ich den Eindruck, dass auch in dir ein wenig Nienetwiler Blut fliesst.»

Ich gab Herrn Arbogast einen dicken Schmatzer auf die schmalen Wangen, denn ich war einfach glücklich. So vieles, was ich noch nicht wusste und entdecken konnte!

Wir sprachen noch oft miteinander, und ab und zu durfte ich dabei sein, wenn er einen Nienetwiler traf und mit ihm sprach. Der lächelte mich dann meist freundlich an und dann sprachen sie, als ob ich nicht da wäre. Doch mit der Zeit, so schien es mir, kam ich ganz langsam dahinter und konnte mir ab und zu den Sinn eines Satzes erschliessen.

Dann plapperte ich ganz aufgeregt dazwischen wie ein kleines Mädchen und fragte, ob ich das richtig verstanden hätte. Und wenn ich einigermaßen richtig lag, dann lächelte mir Arbogast zu und bat mich, ihnen noch etwas zu trinken zu holen.

Sprache

Wie schön und aufregend die Zeit im Scheherazade auch war, so einsam fühlte ich mich doch auch. Ein Mädchen von achtzehn Jahren war ich inzwischen und natürlich hatte ich auch Jungs im Kopf. Mehr aber als die jungen Männer interessierte mich das Wissen. Kaum ein Tag verging, an dem ich meine Gefühle der Einsamkeit nicht mit Lesen und Lernen erstickte. Gespräche mit Huren und Schauspielerinnen, Wissenschaftlern (und ganz selten Wissenschaftlerinnen) halfen mir über meine Zeit des Erwachsenwerdens, und wenn es nicht anders ging, heulte ich mich bei irgendjemandem aus. Das Jahr 1920 verging so schnell wie das Jahr danach und auch das Jahr darauf. 1923 empfing mich mit einem Monat, in dem ich krank im Bett lag. Irgendjemand, ich weiss nicht mehr wer, dachte wohl, dass er mir etwas Gutes tat und liess mir Marcel Prousts «À l'ombre des jeunes» zukommen, und irgendein anderer Besucher, der das Buch sah, meinte dann, dass er mich mit Prousts «Sodome et Gomorrhe», das in Paris seit dem Herbst angepriesen wurde, erfreuen könnte. Nicht dass ich Prousts Witz und Wortreichtum nicht gemocht hätte, aber ich war eine junge Frau von einundzwanzig Jahren! Also legte ich die Bücher beiseite und schlief. Ich schlief einen Monat lang, und als ich endlich wieder gesund und auf den Beinen war, fragte ich zuallererst nach Arbogast. Ich hatte viel nachgedacht über die Gespräche, die wir in den vergangenen drei Jahren geführt hatten. Gespräche über Politik und Archäologie, über die Geschichte und die Philosophie,

und immer wieder Gespräche über die Sprache. Sie interessierte mich am meisten. Es war mir inzwischen klar, dass unser Französisch nicht immer so gewesen war, nicht immer so geklungen hatte, wie es in dieser Zeit gesprochen wurde. Ich war manchmal in der Strasse der Metzger oder Tuchhändler, um ihnen zuzuhören, wenn sie in ihrem eigenen Dialekt sprachen, der, ganz wie es mir Arbogast über die Nienetwiler erzählt hatte, durchsetzt war von fremden Wörtern aus Deutschland, Belgien, Holland, Italien, dem Bretonischen oder Occitane, Spanisch oder gar Arabisch. Ich hätte ihnen ewig zuhören können und nahm alles in mich auf, was ich hörte.

Ich wusste, dass Sprache etwas Lebendiges, ja Phantastisches war, das weit mehr zu bieten hatte als das Französisch von Proust.

Was mir Arbogast über die Entstehung der Sprachen und ihren Einfluss auf jene, die sie sprechen, erzählt hatte, liess mich nicht mehr los.

So war es kein Wunder, dass es mich nach mehr verlangte.

Ophelia sagte mir, dass er seit Längerem nicht mehr hier gewesen sei und sich, wie es hiess, in seinem Atelier verkrochen habe.

Ich bat darum, ihn besuchen zu dürfen, und als sie es mir gestattete, packte ich eine Flasche Wein, eine grosse Wurst, Weissbrot und, als besonderes Geschenk, eine Tafel feinsten Schokolade ein und machte mich auf zu seinem Atelier.

Das schmale Haus befand sich, ganz «unkünstlerisch», in einer Mansarde an der Rue de Sommerard. Der Concierge liess mich hochgehen. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass mein Besuch viel Gerede im Haus zur Folge haben würde.

Schüchtern klopfte ich an seine Tür. Arbogast machte auf und schaute mich etwas erstaunt an. «Was machst du denn hier, Prinzessin?»

Der Kosenamen «Prinzessin» schien nun also ganz und gar und überall meinen wirklichen Namen ersetzt zu haben.

«Miribal, Monsieur Arbogast, bitte nennen Sie mich Miribal.»

«Dann nennst du mich Aciel», entgegnete er etwas unwirsch. Er schien seinen Tonfall bemerkt zu haben und sagte versöhnlich: «Was führt dich zu mir, Miribal? Du willst doch nicht etwa den noch nicht bezahlten Champagner eintreiben?»

«Aber nein ... Aciel ..., ich bin hier, um zu lernen. Alles über Sprachen möchte ich lernen, alles, was Sie wissen, möchte ich auch wissen!»

«Oh!» Er zog die Augenbrauen hoch und sein schmales Gesicht wirkte erstaunt und traurig zugleich.

«Dann wird das wohl ein längerer Besuch.» Er lächelte, öffnete die Tür und liess mich eintreten.

In der Mansarde herrschte ein einziges Chaos. An einer Wand stand eine Staffelei mit gespanntem Bild, irgendetwas Abstraktes, wie es Pablo hätte malen können. Überall standen, zu hohen schiefen Türmen aufgestapelt, Bücher auf dem Boden. Ein Schreibtisch war über und über mit Papieren und noch mehr Büchern vollgestellt, die nur wenig Platz für eine Schreibmaschine, eine dieser nigelnagelneuen Remington Portables, freiliess. Sein Bett war ungemacht, der Schrank stand offen, wohl weil er ob der überquellenden Fülle an verschiedenen Kleidungsstücken nicht mehr zu schliessen war. Auf dem Tisch beim Fenster standen Weinflaschen und vor dem Fenster pickte eine Taube an irgendetwas herum, das er dort hingestellt hatte. Verschiedene Masken, Bilder, Landkarten und Notizzettel verdeckten jeden Zentimeter der Wände und sogar der schrägen Decke. Hinter und neben der Staffelei standen Dutzende Bilder, Zeichenblöcke, leere Rahmen, kleine Holzkisten voll von diese neuen Blechtuben mit Farbe. Pinsel steckten in Büchsen und Gläsern oder lagen wild verstreut wie gefallene Soldaten in Lachen von eingetrockneter Farbe unter der Staffelei. Im Zimmer roch es leicht nach der

Ölfarbe und nach Terpentin, vermischt mit Zigarrenrauch und Kaffee.

Ich war ebenso schockiert wie amüsiert, denn so etwas hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Staunend stand ich mitten in dem etwa acht mal fünf Meter grossen Zimmer, den Korb mit den mitgebrachten Sachen immer noch vor meine Brust haltend.

«Wie kann ich dir weiterhelfen, Miribal?», fragte Arbogast.

«Oh, ich möchte lernen. Hier, ich habe etwas für Sie mitgebracht.»

Er schaute erst den Korb an und dann mich, schüttelte «tztz» machend den Kopf und nahm mir den Korb ab. «Du weisst, dass das nicht nötig gewesen wäre. Du bist eine Freundin und immer so willkommen wie nur irgendjemand sein könnte. Nun gut, hier sieht es aus, als wären die Goten durchgezogen. Lass mich den Tisch frei machen, dann setzen wir uns.» Hastig und wie ich fand etwas geniert, machte er den Tisch frei und räumte alles in ein Waschbecken und auf den Boden.

Er stellte meine mitgebrachten Sachen auf den Tisch, holte ein Messer und schnitt von der Wurst und vom Brot ab, öffnete den Wein, den er mit einem anerkennenden Nicken offensichtlich für gut befand, und stellte zwei Gläser auf den Tisch.

«Setz dich, Miribal, Prinzessin der Scheherazade, Schülerin des Wortes und Lehrerin der Freundlichkeiten. Lass uns über Sprache sprechen.»

«Weshalb ist die Nienetwiler Sprache anders als die anderen?»

«Nun, eigentlich einfach, weil unser Volk anders ist als die anderen Menschen. Wir denken anders, Miribal, ich habe dir davon erzählt. Diese Welt ist eine schrecklich komplizierte Welt. Überall lauern Tücken.»

«Den jal ghlutz!», rief ich dazwischen. Er lächelte. «Genau, ghlutz, und zwar überall. Weisst du, für vieles, was ihr kennt, haben wir gar keine Worte. Nicht dass wir sie uns nicht

aneignen könnten, aber wir wollen einfach nicht. Sie sind schrecklich, unmenschlich und grauenerregend. Arbeit zum Beispiel, oder Krieg, Gewinn oder Untergebener. All das kennen wir in unserer Kultur nicht, und wir wollen es auch nicht lernen. Unsere Sprache gibt wieder, was wir sind: friedfertige, wissbegierige Menschen, die versuchen, in einer Welt zu überleben, die uns nicht haben will. Unsere Sprache ist ein Abbild von dem, was wir sind: umherziehende, sammelnde Leute. Doch ich habe dir über unsere Sprache ja schon viel erzählt. Du kennst vielleicht nicht unser Vokabular, aber du weisst, wie sie funktioniert. Die meisten Sprachen zwischen Peking und Madrid und zwischen Oslo und Kapstadt haben sich in den letzten tausend Jahren stark verändert. Nimm das Französische. Einst lebten hier Kelten. In Paris waren das die Pariser und die Stadt hiess damals Lutetia. Sie sprachen einen keltischen Dialekt, der heute nicht mehr gesprochen wird.»

«Ähnlich dem Bretonischen?», fragte ich dazwischen.

«Ja, so ähnlich. Aber auch das Bretonische hat sich seither verändert. Als der römische Feldherr Caesar Gallien, so nannte er das Gebiet Frankreichs damals, eroberte, brachten er und seine Armeen die römische Sprache und Kultur hierher. Die Gallier bekämpften die Römer zuerst, doch mit der Zeit nahmen sie die Sprache und viel von der Kultur und den kulturellen Errungenschaften an. Später wurden die Römer von eindringenden germanischen Stämmen vertrieben und die Menschen nahmen auch von ihnen Kultur und Sprache in sich auf. Aus all dem entstand das Altfranzösische – eine Sprache, die selbst du heute wohl nicht einfach so verstehen würdest. Mit der Zeit veränderte sich das Französische immer mehr. Heute haben die Pariser ihren eigenen Dialekt, im Süden versucht man noch immer, den Leuten das Occitane auszutreiben, und die Bretonen, nun ja», sagte er lachend, «die Bretonen sind eben Bretonen. Überall gibt es

Dialekte, denn die Einflüsse der Römer und Germanen, der Handel und all das haben in den verschiedenen Regionen auch unterschiedliche Eindrücke hinterlassen. Nicht so aber bei den Nienetwilern. Wir haben in unserer Sprache nicht mehr oder weniger Wörter der Römer übernommen als von den Kelten, den Germanen, den Griechen, den Slaven oder welches Volk du auch immer nehmen willst. Wir haben gesammelt, was uns als brauchbar erschien, und es unserer Ur-Sprache, dem Alaju, hinzugefügt. Und wenn uns etwas nicht mehr gefiel oder ein schöneres, «volleres» Wort eingebracht wurde, dann haben wir das übernommen.»

«Haben alle Sprachen denn einen gemeinsamen Ursprung?»

«Manche glauben das, aber es ist nicht wahr. Denn auch der Mensch entstammt nicht einer Familie. Einst gab es viele verschiedene Triebe dieser Pflanze, die heute der Mensch ist. Mit der Zeit hat sich ein Trieb durchgesetzt, aber davor haben sie sich auch vermischt und Wissen und Sprache ausgetauscht. Einige Wissenschaftler sagen, dass alle hier gesprochenen Sprachen vom Indogermanischen kämen, doch sie sind sich selbst nicht einig, denn es gibt Sprachen, etwa das Ungarische oder Finnische, die mit unseren Sprachen fast nichts gemeinsam haben. Das Alaju ist aber uralt und du findest in jeder Sprache dieser Welt Wörter daraus oder ihre in der Zeit veränderte Abwandlung davon. Daher gehen wir davon aus, dass Alaju eine Ursprache der Menschen war und sie ganz an den Anfang zurückgeht.»

«All das ist so ... so kompliziert, spannend, und gross. Ich würde gerne mehr wissen!»

«Das kannst du, Miribal, das kannst du. Doch für heute müssen wir unser Gespräch leider beenden, denn ich habe eine Verabredung und muss mich noch etwas ansehnlicher für die Pariser gestalten.»

Als ich zurück im Scheherazade war, drehte sich mir der Kopf. Ich wusste nun, was ich

wollte: Ich wollte mein Leben den Sprachen widmen. Doch wie sollte ich das anstellen?

Alaju

1924, was für ein Jahr. Schon im Januar schrieb ich in mein Tagebuch: 4. März 1924: «Dieses Jahr ist erst im dritten Monat und schon ist mehr geschehen, als ich das von ganzen Jahren kenne. Im Januar ist Lenin gestorben und die haben eine ganze Stadt nach ihm benannt. Sein Tod wird die Kommunisten nicht aufhalten. Auf der anderen politischen Seite spielen die Italiener mit ihrem Mussolini verrückt. Die Faschisten gewinnen in ganz Europa stark an Zuwachs, sogar einige Franzosen fangen schon an, dumm daherzureden.

Heute machte der Schreiber des türkischen Botschafters einen Besuch im Café. Er rief aus: «Mme Scheherazade, die Türkei hat das Kalifat abgeschafft, stellen Sie sich das vor! Jetzt sind Sie die einzige Königin von Rang!»

Das Jahr 1924 brachte mir aber vor allem dank der Olympischen Sommerspiele, die in diesem Jahr in Paris stattfanden, die Möglichkeit, meine sprachlichen Kenntnisse weiter zu verbessern. Zu den Spielen reisten aus der ganzen Welt nicht nur Sportlerinnen und Sportler an, sondern auch alles, was die aufblühende Filmindustrie zu bieten hatte. Auch kamen aus der Politik und aus den verschiedensten Forschungsgebieten Leute nach Paris. Niemand wollte sich dieses Ereignis entgehen lassen und alle wollten die Chance nutzen, möglichst viele bekannte, berühmte (und vor allem berühmte) Menschen kennenzulernen. Das Scheherazade war wie der Turm zu Babel und es gab wohl kaum eine Sprache, die hier in der Zeit nicht gesprochen wurde.

Ophelia hatte den Stadtrat dazu bewegen können, in der Zeit der Spiele vor dem Scheherazade ein Café betreiben zu dürfen, was dazu führte, dass wir nun den ganzen Tag, und nicht nur mittags oder abends, Betrieb hatten.

Die Grand Madame Scheherazade und ich wuselten den ganzen Tag von einem Tisch zum anderen, sprachen mit diesen und jenen, schäkerten und plauderten und taten, was wir am besten konnten: Wir machten Leute miteinander bekannt.

Es war wenige Tage nach Beginn der Spiele, an einem wunderschönen Maimorgen, als Aciel Arbogast mit zwei Herren ins Café kam. Alle Köpfe wandten sich sofort ihnen zu, denn den einen davon kannte auch ich. Es war Mr. Winston Churchill. Churchills Begleiter wurde mir als Arthur Keith vorgestellt, und Churchill meinte lachend, das sei der einzige Mann im ganzen verflixten Commonwealth, der das politische Recht im Königreich kenne. Und Aciel zwinkerte mir zu und sagte: «Und ausserdem wirst du keinen Fachmann finden, der mehr über Sanskrit weiss als er.»

Ich versuchte meine Aufregung im Zaum zu halten und führte die drei an einen Tisch draussen unter den jungen Kastanienbäumen. Ophelia kam bereits mit einem Kellner zurück, um die Getränkebestellung entgegenzunehmen. Die drei Männer standen sofort auf und Churchill nahm artig Ophelias Hand und hauchte einen Kuss darauf. «Madame Scheherazade, ihr seid noch schöner als bei meinem letzten Besuch.» «Oh, aber ich bitte Sie, Winston, das war ja noch vor dem Krieg, Sie Charmeur!»

So wurde herumgeplappert und der Kellner, der offensichtlich ganz frisch eingestellt war, schaukelte von einem Bein aufs andere, als müsste er auf die Toilette. Endlich konnte die Bestellung aufgenommen werden und Mr. Churchill meinte zu mir, dass Aciel ihn und «Arthur» extra hierhergebracht habe, um mich kennenzulernen. «Aciel meinte, dass Ihr Euch ganz wunderbar mit den Sprachen, verzeiht meine Ausdrucksweise, mit den Sprachen der Händler, Huren, Diebe und Zigeuner auskennen würdet.»

«Oh, Mr. Churchill, ich habe nur ein gutes Ohr und die Sprachen interessieren mich. Aber

unser Freund Aciel übertreibt, denn ich weiss noch nicht einmal ein klitzekleines bisschen von dem, was ich wissen möchte.»

«Nun, Aciel übertreibt zwar gerne, aber wenn er mir jemanden vorstellen möchte, dann hat er auch ganz sicher einen Hintergedanken. Was also, junge Dame, könnte Aciel meinen, das dem ehemaligen Premier- und Kriegsminister Grossbritanniens bei einem Treffen mit euch von Nutzen sein könnte?»

«Das weiss ich nun wirklich nicht, Sir, ganz bestimmt kann ich Ihnen niemals von Nutzen sein!»

«Glaube mir, Winnie» mischte sich Aciel ein, «sie wird dir von Nutzen sein, aber noch nicht jetzt. Ich wollte euch nur bekannt machen, damit wenn die Zeit da ist, du, Mr. Keith und sie zur rechten Zeit zusammenarbeiten könnt.»

«Ach du wieder mit deiner Geheimniskrämerei!», rief Churchill aus und dann lachten sie und Mr. Keith schaute verwirrt zu mir hoch.

«Wenn Sie erlauben, Mr. Keith, und Sie einmal Zeit haben, würde ich gerne etwas erfahren über Sanskrit. Ich habe erst wenig darüber lesen können.»

«Ihr offensichtlich sehr wohlwollender und umtriebiger Freund Mr. Arbogast hat mich bereits gebeten, dass wir uns unterhalten können. Ich erwarte Sie gerne morgen Vormittag im Ritz. Und für Ihren charmanten schottischen Akzent, den Sie für mich an den Tag legten, bedanke ich mich. Üben Sie noch etwas das Ch und das R, dann klappt das beim nächsten Mal ganz wunderbar.»

Am nächsten Tag fand ich mich am Morgen im Ritz ein und wurde bereits von Aciel und Mr. Keith erwartet. Das Ritz war und ist ein riesiges Hotel, das mir wie ein Palast erschien. Doch es war kein Ort, wo man miteinander in Ruhe sprechen konnte. So gingen wir raus und in ein Café gleich an der Ecke Rue Voltaire und Rue Rateau, setzten uns in den Garten und genossen einige Minuten schweigend den Frühlingmorgen.

Mitten in die Stille sagte Keith: «Das können Sie nicht ernst meinen, es kann keine Sprache ohne Grammatik geben!»

«Und weshalb sollte das nicht gehen? Ein Beispiel. Sie sagen: Ich werde in das Haus da vorne an der Strasse gehen. Ich sage: *Ey ta inel hut tawey*, also in etwa: *ey*, ich – *ta*, also nicht hier sein – *inel*, sich an einem Ort befinden – *hut*, also Haus – *tawey*, das zwischen hier und dort Liegende. Jeder aus meinem Volk versteht das.»

«Das ist doch nur eine Aneinanderreihung von Wörtern!»

«Sie sind nicht umsonst Professor, Professor», witzelte Arbogast ernst.

«Das hilft mir aber bei meinen Sanskrit-Studien auch nicht weiter.»

So stritten die beiden hin und her und ich verstand nur ganz langsam, worum es tatsächlich ging. Scheinbar waren die Wörter aus dem Sanskrit, da gleichen Ursprungs wie unsere heutigen modernen Sprachen, Wörter, die zwar eine Bedeutung hatten, die – zum Beispiel in den Veden – auch so niedergelegt waren, gleichzeitig aber scheinbar auch etwas anderes bedeuten konnten. Also ganz so, wie mir das Arbogast über die Nienetwiler Sprache erklärt hatte. Und der Satz, den er da ausgesprochen hatte, schien auch tatsächlich von da her zu kommen oder umgekehrt.

Ich hing meinen Gedanken nach und merkte gar nicht, dass mich die beiden inzwischen anschauten.

«Was meinst du dazu, Miribal?», fragte mich Aciel.

«Ich? Wozu?»

«Darüber, ob die Sprachen und die Wörter, die wir benutzen, tatsächlich die Möglichkeit geben, uns auszudrücken.»

«Da wir ja jetzt gerade eine präzise Unterhaltung führen, scheint es möglich zu sein. Vielleicht ist in dieser komplexen Welt eine klare Definition der Wörter auch tatsächlich notwendig. Ob sie allerdings wirklich befähigt,

sich auszudrücken, bezweifle ich. Alleine wenn ich das Wort Französisch, als Bezeichnung für meine Muttersprache mit dem Wort vergleiche, das Sie Ihrer Sprache geben, also Alaju, dann wird klar, wie langweilig unsere Sprache ist. Während mein Begriff einfach klar macht, dass dies die Sprache der Franzosen ist, sagt Ihr Wort Alaju so viel mehr: Volk der Ewigkeit, wachsende Lebenskraft und ewiges Leben in einem Wort! Nein, die modernen Sprachen können das nur sehr begrenzt und ich verstehe Sie, Mr. Keith, dass Sie die alten Sprachen so faszinieren, denn auch wenn Sie heute nicht viel über Sanskrit gesprochen haben, ist mir, glaube ich, klar geworden, dass fast alle hier gesprochenen Sprachen mit dem Sanskrit verwandt sind.»

Wir sprachen noch bis am Mittag. Ich musste mich beeilen, denn ich musste im Scheherazade helfen.

Aciel sah ich bereits wenige Tage wieder, Mr. Keith jedoch erst zehn Jahre später.

Links und rechts

Ach, die Jahre verflogen nur so. Nach den Olympischen Spielen und einem ganz und gar verrückten Jahr 1924 folgte ein weiteres. Und die Menschheit, die von einem sich immer schneller drehenden Karussell an den Abgrund der Zeitgeschichte gedrängt wurde, tröstete sich mit ausgelassenem Feiern. Von den Grammophonen klang der Swing, man tanzte den Charleston und versuchte zu vergessen, dass das alles so nicht weitergehen konnte. In den Armenvierteln der Städte rebellierten die Arbeiter, unterstützt entweder von den Kommunisten oder den Faschisten, die einen mit der «roten Bibel», die anderen mit nationalistischen Flugblättern.

Wir alle spürten, dass sich da etwas zusammenbraute, das uns in den Abgrund zu reissen drohte, aber der Aufschwung, der technische Fortschritt und die besseren Lebensverhält-

nisse machten dennoch Hoffnung, dass alles noch einmal gut gehen würde.

Inzwischen war ich auch mit meinen Sprachkenntnissen weitergekommen und wurde von Ophelia (und manchen ihrer Gäste) immer öfter als Dolmetscherin beigezogen.

Ich sprach nun fließend Englisch und ein gutes Deutsch, hatte kaum noch Schwierigkeiten mit Russisch und schäkerte mit Mr. Veloncourt, dem Latein-Professor der Universität von Paris, in Latein, wobei ich zugeben muss, dass es ein grausiges Latein war.

Aciel war seit dem Herbst 1924 auf Reisen und ich hatte ihn seither nicht mehr gesehen.

Als er im Frühling 1927 wieder auftauchte, war er ganz verändert. Er war mager und die Haare waren grau geworden. Und er sah unendlich müde aus. Er kam eines Abends ohne aufzusehen ins Scheherazade, bei ihm drei Frauen und zwei Männer, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ich hätte ihn gerne begrüsst, aber sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass ich das wohl besser lassen würde. Seltsamerweise kränkte mich das sehr. In mein Tagebuch schrieb ich: «29. Mai, 1927: Aciel war heute hier, aber er hat mich nicht beachtet. Nach all der Zeit, die er nun fort war, hat er mich nicht einmal begrüsst. Er sieht um Jahre gealtert aus, ist ärmlich gekleidet und schlecht frisiert. Ich fürchte, mein Freund hat grosse Probleme.»

Nach diesem Besuch war er wieder für einen Monat verschwunden. Doch das Scheherazade und die Cafés in Paris boten mir genügend Abwechslung – zum Beispiel die Gesellschaft von Suzanne (Suzanne Crémieux). Was für eine Frau! Die Dame war so rot, dass Lenins rote Bibel dagegen wie eine verblasste Rose aussah. Sie überschüttete mich mit ewig langen Monologen über die Ungerechtigkeiten, die an den Frauen begangen würden. «Sieh dich doch hier einmal um» – dabei machte sie eine das

ganze Scheherazade umfassende Geste – «wie viele Frauen mit Gewicht siehst du denn hier?» Ich deutete auf Mme Shou, die Gattin des chinesischen Botschafters, die draussen im Café sass. Sie war nicht nur gute hundertzwanzig Kilo schwer, es wurde auch gemunkelt, dass sie in der Aussenpolitik aus dem Hintergrund mitmischte. Suzanne lachte ob der Doppeldeutigkeit. «Na, das ist doch das beste Beispiel, sie ist eine Kommunistin, da gilt das Wort einer Frau wenigstens etwas.» «So? Und wo sind die ganzen Frauen in eurer Partei? Oder in Stalins Stab?» In der Art ging es hin und her. Sie hatte natürlich nicht unrecht: Das Scheherazade war wie ein Abbild eines Frankreichs früherer Zeiten. Es gab die Königin und ihre Entourage, zu der ich ja auch gehörte – wir verkörperten den Adel. Dann gab es die «Kaste» der Gelehrten und Politiker, die fast ausschliesslich aus Männern bestand. Dann die «Kaste» der Künstler, in der es ausser einigen Schauspielerinnen, Operettensängerinnen und «Musen» kaum Frauen gab, von denen man hörte.

Die Frauen waren die «Damen», die hierherkamen, um ihre Gesellschaft und manchmal ihren Körper zu verkaufen. Und die Frauen waren die, die die Betten und Zimmer sauber hielten, die Blumen an den Tisch brachten oder im Vorzimmer der Toiletten beim Nachfrisieren halfen. Frauen, mit Ausnahme von Ophelia, hatten in diesem Haus kaum etwas zu sagen, waren komplett untervertreten und durften im besten Fall mit einem freundlichen Klaps auf den Hintern rechnen. Dabei musste ich Ophelia noch in Schutz nehmen, denn die Mädchen standen Schlange, um hier Betten machen zu dürfen. Kaum jemand bot so gute Arbeitsbedingungen. Dennoch reichte das Wenige, das sie verdienten, kaum zum Leben. Im Krieg, da hatten sie uns alle noch gebraucht. Da waren die Männer plötzlich weg und erschossen Deutsche oder wurden selber erschossen. Paris war in den Händen von Frauen, die sich, als der Krieg vorbei war, mit

Händen und Füssen dagegen wehrten, dass man ihnen die erlangten Freiheiten wieder nehmen wollte. Es war vergebens. Mit Ausnahme von denen, die wie ich das Glück hatten, in «besseren Kreisen» zu leben – und das taten auch Geneviève und Suzanne – waren die Frauen an ihr Zuhause oder das Fliessband in der Fabrik gebunden. Glücklicherweise noch die, die einen Handwerker zum Mann hatten, der für die Bourgeoisie arbeiten konnte. Aber an den Rändern Paris oder Marseilles schufteten die Frauen für Hungerlöhne oder wurden von ihren Zuhältern oder Männern (oder Vätern) zur Prostitution gezwungen. An den Universitäten war zwar das Studium für die Frauen erlaubt, ganz im Gegensatz zu anderen Ländern, welche die Universitäten erst zu öffnen begannen. Aber welche Frau, wenn sie nicht aus wohlhabendem Hause war, hätte sich das leisten können?

Ich hatte Suzanne also nicht wirklich etwas entgegenzusetzen, und so bestanden unsere Diskussionen oft eher darin, sich hochzuschaukeln und eine riesige Wut im Bauch zu haben.

Bei einem solchen Treffen kam das erste Mal Geneviève Tabouis ins Scheherazade. Sie war eine sehr engagierte Journalistin und kannte wirklich alle, die in der Politik etwas zu sagen hatten. Sie war ebenfalls eine Linke und als sie Suzanne sah, steuerte sie direkt auf uns zu.

Von da an waren wir drei immer wieder zusammen, dicke Freundinnen sozusagen, Geneviève war die Älteste von uns und ich die Jüngste, aber das Alter spielte bei uns keine Rolle.

Einige Monate nach unserem Kennenlernen nahm mich Geneviève beiseite: «Du kennst Arbogast?» «Ja, wieso fragst du?» «Was ist das für einer?» «Wie, warum fragst du mich das? Er ist ein enger Freund von mir.» «Ach, nur so, ich wollte nur fragen.» Und dann wechselte sie das Thema.

Das fand ich seltsam. Ich hatte noch nie über Aciel nachgedacht, fiel mir da ein. Er war ein-

fach so da oder nicht da. Er war ein Freund und Freund unserer Freunde. Er war einfach d'Acíel Arbogast. Also ging ich zu Ophelia und fragte nach ihm. «Oh, mon cher, Acíel ist Acíel. Er ist immer auf der Suche, immer am Wirken und Weben von Netzen. Er ist ein Forscher, Abenteurer und neuerdings auch Diplomat, der, so scheint mir manchmal, mehr Leute kennt als Gott.»

Da ich auch aus dieser Antwort nicht schlau wurde, sprach ich nun Geneviève deswegen an. «Weshalb hast du mich nach Acíel gefragt?» «Er ist suspekt», lautete die trockene Antwort. «Was?» «Suspekt. Keiner weiss, wer oder was er eigentlich ist. Fragst du einen Künstler, dann sagt er dir, <ah Arbogast, ja, der ist Künstler, kein besonders guter zwar, aber Künstler>, fragst du einen Politiker, dann sagt der dir, <ich weiss nicht, von welcher Partei der ist, aber er kennt wirklich jeden rechtschaffenen Politiker auf dem Planeten>, und fragst du einen Handwerker, irgendeinen in Paris, nun, das ist vielleicht übertrieben, trifft es aber fast, dann sagt der <ja, den Arbogast kenn ich, der hat mir einen Hobel besorgt>. Verstehst du, was ich meine? Jeder kennt ihn, und das beileibe nicht nur in Paris, doch keiner kennt ihn aus der Gesellschaft der anderen. Es ist einzig mein Glück, dass ich als Journalistin mit den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, wenn du so willst, zu tun habe, sonst würde ich, wie die anderen meiner Kollegen, denken, er sei Journalist!» Sie hatte sich derart echauffiert, dass ihr zierliches Gesicht ganz rot angelaufen war und die Strähnen ihres Bubikopfs an ihrer Stirn klebten. Sie wischte sich die Haare unwirsch aus dem Gesicht. «Verstehst du nun, weshalb ich frage?»

Ich verstand nicht. «Das ist doch nur seine Neugierde und sein Forscherdrang. Er ist offen gegenüber allen Leuten, egal ob aus Politik, Kunst oder Wissenschaft. Er fragt und bekommt Antworten, er hat ein Wissen, das unbeschreiblich ist und das er offen mit allen teilt, die es gebrauchen können. Und weil er

überall nach seinem Nienetwil forscht, kommt er auch in allen Gegenden und Ländern mit Menschen zusammen, die er wiederum mit anderen bekannt macht, wenn er denkt, dass es ihnen von Nutzen ist.»

«Das ist möglich, Miri, aber ich habe ihn zusammen mit Faschisten gesehen!»

Es war, als hätte sie mir einen Ziegelstein an die Brust geworfen. «Faschisten? Niemals! Er verachtet sie zutiefst!», rief ich aus.

«Ich habe ihn mit Georg Valois und einem seltsamen Typen aus der Okkultistenszene sprechen sehen.» «Aber das besagt doch gar nichts. Hast du ihn etwa faschistische Reden schwingen hören?» «Nein, das nicht, aber es ist doch merkwürdig, oder nicht?»

Ja, das war es, und ich musste noch einen ganzen Monat warten, bis ich darauf eine Antwort bekam.

Als ich Acíel das nächste Mal sah, sah er noch abgerissener aus als bei seinem letzten Besuch. Aber er lachte wenigstens wieder, und als er mich erblickte, winkte er mich zu sich und küsste mich auf die Wangen. «Miribal, meine Prinzessin. Ich habe dich vermisst!»

Einige Stunden später, wir hatten das Strassencafé bereits geschlossen und die wenigen noch verbliebenen Gäste waren in den grossen Salon gegangen, nahm er mich bei der Hand: «Setzen wir uns, Miribal.» Wir setzten uns abseits der anderen Gäste an einen kleinen Tisch. «Du schaust mich seltsam an, Miribal, was ist los?» «Ich habe seltsame Dinge über dich gehört, dass du mit Faschisten verkehrst und dich die Linken als suspekt bezeichnen. Und ich mache mir Sorgen um dich, du siehst müde und ausgezehrt aus.»

«Oh Miribal, ich bin müde und ausgezehrt, ich bin in der halben Welt herumgereist, um die Nienetwiler vor dem zu warnen, das da auf uns zukommt.»

«Und was kommt auf uns zu?» «Ein Krieg, Miribal. Ein Krieg kommt auf uns zu. Überall steigt der Faschismus empor wie die Gase aus

einem Sumpf, und wie diese vergiftet er das Klima überall. Doch niemand will es wahrhaben. Noch nicht einmal Winnie. Wir Nienetwiler leben über die halbe Welt verstreut, erst noch mussten viele vor Stalin fliehen, jetzt vor den Faschisten in Italien. Viele sind in die Schweiz gezogen und bauen sich dort, in ihrer alten Heimat, eine neue Zukunft auf. Mit den Faschisten habe ich gesprochen, weil ich mehr über ihre Pläne herausfinden wollte, mehr nicht! Und weil ich den einen oder anderen davon überzeugen wollte, dass der Faschismus ein ebenso gefährlicher Holzweg ist wie der Kommunismus. Und ich benötige von ihnen Sicherheiten und Hilfe, damit ich das Erbe der Nienetwiler in die Schweiz retten kann, bevor es zu spät ist. Ich bin für diese Arbeit nicht gemacht, Miribal. Ich möchte draussen im Garten sitzen und lesen, einen Tisch schreinern oder ein Bild malen. Ich möchte Musik machen oder durch die Landschaft streifen. Stattdessen muss ich mich mit Menschen abgeben, die nicht verstehen, dass sie einen Irrtum begehen.»

In jener Nacht sassen wir noch lange zusammen und Aciel erzählte mir von all den Treffen mit Wissenschaftlern, Politikern und anderen Leuten, um so viel an archäologischen Fundgütern, an Schriften und anderem in Sicherheit bringen zu können, wie es ging.

Am nächsten Tag, dem 11. Juli 1927, schrieb ich in mein Tagebuch:

«Aciel war wieder hier und wir haben uns lange unterhalten. Er versucht, das Erbe der Nienetwiler zu retten. Ach, könnte ich ihm helfen. Die ganze Bürde, die er trägt. Und wie einst sein Vater, der in die Welt gehen musste, um das Böse zu erkunden, muss er sich nun opfern, um Nienetwil zu retten. Es gibt ausser Ophelia keinen Menschen, den ich so liebe wie ihn.»

Weiter geht es in der nächsten Ausgabe der CRN



Porträt der Miribal Ciséan, von d'Acíel Arbogast 1938 in Paris gemalt. Öl auf Leinwand, 40 x 30 cm

Ausblick auf Nr. 2 der CRN

Heute leben wir im «Anthropozän», dem Zeitalter des Menschen. Der Mensch hat heute entscheidenden Einfluss auf biologische, geologische und atmosphärische Prozesse. Heute wissen wir es: Der Mensch verändert nicht nur sich selbst durch das Schaffen von Kultur und Technik, sondern die ganze Welt. Dieser Prozess ist schon lange im Gang. Er begann bereits vor 3 Millionen Jahren – eine kurze Zeit in der Erdgeschichte! –, als ein Hominide einen Stein in die Hand nahm. Er oder sie arbeitete auf dem Stein und arbeitete mit dem Stein, und eine Axt entstand. Dieses vollkommen neuartige Ding, das nicht mehr nur Stein und unzertrennlich mit dem Hominiden verbunden war, veränderte die Welt. Die Axt veränderte nicht nur den Menschen, der dadurch zum Jäger, Krieger oder Bauern wurde, sondern er verlor sein rein natürliches Dasein und wurde zu einem Artefakt. Seitdem wird die ganze Welt – Stein für Stein, Wald für Wald, Ozean für Ozean – zu Artefakten, untrennbar verwoben mit den Menschen und ihren Tätigkeiten. Man spricht von Geoengineering, genetischem Engineering und nicht mehr nur vom Engineering von Maschinen, Häusern oder Städten. Es gibt nichts – nicht einmal das Weltall, das zunehmend voll Schrott wird –, das nicht in diesen Transformationsprozess eingebunden wäre. Man kann sich die Worte Voltaires zum Herzen nehmen, man solle seine Gärtlein pflegen; aber das Gärtlein ist inzwischen zur Welt gewachsen und die Frage, wie man diesen Weltgarten «pflegen» soll, ist von zentraler Bedeutung geworden.

In der nächsten Ausgabe der CRN widmen sich die Forscher von Nienetwil dieser Frage, denn um diese Frage zu beantworten, braucht es Visionen. Visionen sind nicht Beschreibungen der Welt, wie sie ist, sondern wie sie sein könnte, und vielleicht sein sollte. Nach alter Tradition heissen solche Visionen Utopien. Das ist Nienetwil. Aufgrund des heutigen Wissens über die

Nienetwiler Kultur spielt bei den Nienetwilern «Design» eine wichtige Rolle. Denn die Menschen der Frühgeschichte waren vor allem Designer. Um ein Artefakt herzustellen, wenn auch nur eine einfache Steinaxt, muss man es nicht bloss «machen», sondern man muss vieles in Betracht ziehen. Es geht nicht nur um Funktionalität, die durch Design verschönert wird, sondern um den ganzen Prozess der Weltänderung, die damit in Gang gesetzt wird. Design ist heute schon lange nicht mehr ein blosses ästhetisches Add-on zu funktionalen Gegenständen. Heute wird alles unter den Begriff «Design» subsumiert. Wie Bruno Latour sagt: Die Bedeutung von Design «hat sich erweitert von den Details alltäglicher Gegenstände hin zu Städten, Landschaften, Nationen, Kulturen, Körpern, Genen und der Natur selbst». Heute sprechen wir von Business-Design, Design Thinking, Designer-Babys und nicht nur vom Design von technischen Artefakten oder Kulturgegenständen. Die soziotechnischen Netzwerke, in denen wir heute – und in Zukunft noch mehr – leben, seien es Kommunikationsnetzwerke, Verkehrsnetzwerke, Energienetzwerke, smarte Häuser und Smart Cities etc., sind alle in komplexen Prozessen von Design entstanden. Wir sind überzeugt, dass «Design» zum Schlüsselbegriff des 21. Jahrhunderts wird. Der Kölner Professor für Design Peter Friedrich Stephan hat sicher recht, wenn er sagt: «Designer sind nicht Superhelden.» Aber wenn es Superhelden gäbe, dann müssten sie gute Designer sein. Dies führt zu den Fragen: Was ist Design? Was ist gutes Design? – Die nächste Nummer der Cahiers de recherches de Nienetwil nimmt diese Fragen auf und bietet unerwartete Antworten.

Die Autoren

Simon Meyer, 1968 in der Schweiz geboren, war Kunstschmied, und ist heute Fotograf, Geschäftsführer der Stiftung Fotodokumentation Kanton Luzern (fotodok.swiss) sowie Kunst- und Kulturschaffender. Er lebt und arbeitet in Beromünster LU.

Prof. Dr. habil. David J. Krieger, 1948 in den USA geboren, ist Philosoph, Sozial- und Religionswissenschaftler sowie Sachbuchautor. Er ist zudem Titular-Professor für Kommunikations- und Religionswissenschaft an der Universität Luzern und Ko-Direktor des Instituts für Kommunikation und Führung in Luzern. Er lebt in Geiss LU.

Impressum**Cahiers de recherches de Nienetwil – CRN****Aktuelle Nummer**

1 – 2020, 1. Oktober 2020

Verlag

Nienetwil – Museum und Forschungsstätte für visionäre Vergangenheit

Herausgeber

Simon Meyer und David J. Krieger

Lektorat und Korrektorat

Petra Meyer, korrektorium.ch

Rechte

Das Urheberrecht liegt bei den Autorinnen und Autoren. Artikel aus der Familie Arbogast und Nussquammer-Ciséan: ©Simon Meyer

Artikel aus der Familie Nussquammer:

©David J. Krieger

Alle Abbildungen und Fotografien unterliegen, wenn nicht anders vermerkt, dem Urheberrecht.

Kontakt

Nienetwil – Museum und Forschungsstätte für visionäre Vergangenheit

c/o Löffelburg

Ryn 24

CH-6215 Beromünster

smy@foto-x.ch

nienetwil.ch

loeffelburg.ch

Print: ISSN 2673-5865

Web: ISSN 2673-5873

«hen.isirkeojieh.be:»

«Alles, was du dir vorstellen kannst, ist real.» *Pablo Picasso*